Biogr. 2654

Doering

(Schiller)

<36601354250014
<36601354250014
Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nach den besten Hülfsmitteln gez. u. gest. v. C.A. Schwerdgeburth.

Friedrich v. Schiller.

gedruckt bey Schwerdgeburth
Weimar

Friedrich von Schillers
Leben.

Aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten,

nebst gedrängter

Uebersicht seiner poetischen Werke.

Herausgegeben

von

Heinrich Doering.

Weimar,

verlegt von den Gebrüdern Hoffmann.

1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gallerie Weimarischer Schriftsteller.

Herausgegeben

von

Heinrich Doering.

*

Erster Theil.

Friedrich von Schiller.

Weimar,

verlegt von den Gebrüdern Hoffmann.

1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Königlichen Hoheit

dem Großherzog

Carl August

von

Sachsen=Weimar=Eisenach ꝛc. ꝛc. ꝛc.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der inn're Adel ist's, der mehr als Krone,
Als Scepter, Glanz und Pracht den Herrscher schmückt;
Drum preis' ich Dich vor vielen, die zum Throne
Einst güt'ge Götter riefen, hochbeglückt.
Ein Herz, den Künsten hold, vom süßen Tone
Des Liedes hingerissen und entzückt,
Ein zartes Herz, es lebt in Deinem Busen,
Und wie Du sie, so lieben Dich die Musen.

Dir weih' ich drum das schöne, reiche Leben
Des Sängers, der einst an der Ilme Strand,
Von ewig theurem Dichterkreis umgeben,
Sich Welten schaffend, seine eig'ne fand,
Er, dem in frischem, rastlos kühnem Streben
Des Daseyns süßer Traum zu früh entschwand —
Noch einmal, aus der Todesnächte Grauen,
Tritt er hervor, der Sonne Licht zu schauen.

Dort naht er sich, und liebende Gefährten
Begleiten ihn auf seiner Erdenbahn;
Johanna trägt dem heiligen Verklärten
Die stolze Siegesfahne kühn voran;
Sie, die in Lieb' und Leid sich streng bewährten,
Marien seh' ich, sehe Thekla nahn —
„Ja, solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen;
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen."

Heinrich Doering.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Es scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu seyn, sagt Goethe, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebe, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter,

Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. — Man kann wohl sagen, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden seyn.

Wenn wir diesen Gesichtspunkt festhalten, so war es vor allen Dingen nöthig, auf Schillers Jugendleben mehr Rücksicht zu nehmen, als es in den bereits vorhandenen Biographien — die Körnerische nicht ausgenommen — bisher gesehen.

Sowohl von einem Jugendfreunde des Dichters, dem Bibliothekar Petersen in Stuttgart, als auch sonst zerstreut in Journalen und Almanachen sind höchst schätz-

bare Beiträge, namentlich in den Jahren 1805 — 7, zur Jugendgeschichte Schillers geliefert worden, wozu auch die vor einigen Jahren erschienenen Briefe Schillers an den Freiherrn v. Dalberg unbedenklich zu rechnen sind. Sie gehören einer höchst entscheidenden Periode in des Dichters Leben, dem Zeitraum von 1781 — 85 an, zeigen uns die Entstehung und Umbildung seiner frühsten dramatischen Werke, namentlich der Räuber, und enthalten außerdem höchst beherzigenswerthe Winke über theatralische Darstellung u. s. w. Noch wichtiger aber fast ist der nähere Aufschluß, den sie über Schillers Entfernung aus dem Würtembergischen und über seine nächstfolgenden Lebensverhältnisse geben. Alles bisher Genannte

ist indeß noch fast gar nicht benutzt, oder wenigstens nicht zu einem geordneten und zusammenhängenden Ganzen verbunden worden. Eben so wenig hat man sich die Mühe genommen, die mehrfach vorhandenen Beiträge zur spätern Lebensgeschichte Schillers gehörig zusammenzustellen.

In der vorliegenden Biographie ist nun der Versuch dazu gemacht worden, und wir haben uns, bei gewissenhafter Benutzung aller Quellen, auf's sorgfältigste bemüht, wahre Nachrichten von falschen (woran unter andern die Biographie Schillers und Anleitung zur Critik s. Werke von J. K. S. reich ist) zu sondern. Wir sind uns bewußt, keinen Umstand aufgenommen zu haben, der sich

nicht auf Schillers eigene Aeußerungen oder glaubwürdige Zeugnisse gründet. Aus diesem Grunde haben wir auch den Verewigten, so oft als möglich, selbst redend eingeführt, und die Aechtheit der gegebenen Nachrichten durch briefliche Mittheilungen verbürgt. Wir können dabei nicht unbemerkt lassen, daß uns einige bisher ungedruckte Briefe Schillers durch die thätigen Bemühungen des Herrn Hofbuchhändler Wilhelm Hoffmann zu Weimar zugekommen, und in den Nachträgen zu dieser Biographie benutzt worden sind.

Wir haben übrigens Schillers Leben, übereinstimmend mit dem in der Cottaischen Ausgabe seiner Werke befolgten Plane, in

vier Perioden zerfallen lassen, und glauben dadurch theils die Fortschritte seiner geistigen Ausbildung näher bezeichnet, theils dem Leser einen leichtern Ueberblick des Ganzen verschafft zu haben.

Geschrieben zu Jena d. 12. Sept. 1821.

H. D.

Friedrich von Schillers Leben.

Früheste Jugendgeschichte.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde den 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem Würtembergischen Städtchen am Neckar geboren.

Schillers Vater, Johann Caspar, ging im Jahre 1745 als Wundarzt bei einem Bayrischen Husarenregimente nach den Niederlanden, und ward im Jahre 1757, bei seiner Rückkehr in das Herzogthum Würtemberg, als Fähnrich und Adjutant bei dem Regimente Prinz Louis angestellt. Im Jahr 1759 erhielt er bei einem andern Würtembergischen Regimente in Hessen und Thüringen eine Anstellung. Er hatte sich als ein besonnener, im practischen Leben gewandter Mann, vorzüglich als Fähnrich bei dem

Regimente Prinz Louis gezeigt, das als Theil eines Würtembergischen Hülfscorps, in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. Als dieß Corps in Böhmen durch eine ansteckende Krankheit einen bedeutenden Verlust litt, übernahm Schillers Vater, der sich durch Mäßigkeit und Bewegung gesund erhielt, jedes Geschäft, das die Noth foderte. Er besorgte die Kranken, da es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle eines Feldpredigers bei der Armee, indem er einige Gebete vorlas und den Gesang leitete.

In müßigen Stunden bemühte er sich mit vielem Eifer das zu erlernen, woran ihn ungünstige Umstände in seiner Jugend verhindert hatten. Mathematik und Philosophie waren die Wissenschaften, mit denen er sich vorzüglich beschäftigte. Außerdem gewährten ihm landwirthschaftliche Beschäftigungen viel Vergnügen. Die Anlegung einer Baumschule in Ludwigsburg, wo er nach Beendigung des Krieges als Hauptmann im Quartier lag, veranlaßte den damaligen Herzog von

Würtemberg, ihm auf einem von seinen Lustschlössern, der Solitüde, einen ähnlichen, doch erweiterten Wirkungskreis anzuweisen. *) Er versah diese Stelle mit vielem Eifer und zur gänzlichen Zufriedenheit seines Landesherrn, bei dem er fortwährend in Gunst stand. In seinem hohen Alter war er noch so glücklich den Ruhm seines Sohnes zu erleben. In einem noch vorhandenen eigenen Aufsatze äußert er sich darüber auf eine herzliche, rührend fromme Weise:

»Und du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes **) gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört! Dank Dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest!" —

---

*) Schillers Vater hat sich durch ein Werk bekannt gemacht: Die Baumzucht im Großen, wovon die zweite Auflage, Gießen 1806, erschien.

**) Schiller hatte noch drei Schwestern.

Schillers Mutter, die Tochter eines Bäckers aus Kodweis, wird von zuverläßigen Personen als eine verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben, die mit vieler Innigkeit an ihrem Gatten und ihren Kindern hing. Eben diese Zartheit des Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Sie hatte zwar keine vorzügliche Bildung erhalten, doch nutzte sie die wenige Zeit, die ihr die Besorgung des Haushalts vergönnte, zum Lesen einiger geistlichen Dichter, unter denen ihr Utz und Gellert vorzüglich lieb waren.

Schiller erhielt den ersten Unterricht von dem Pfarrer Moser *) in Lorch, einem Würtembergischen Grenzdorfe, wo seine Eltern sich von 1765 an drei Jahre aufhielten.

Im Jahr 1768 zog die Schillersche Familie wieder nach Ludwigsburg. Schiller, damals neun Jahre alt, sah hier zum erstenmale ein Theater. Es war so glänzend, als es der

*) Vielleicht erhielt, diesem Geistlichen zu Ehren, späterhin der Pastor Moser in den Räubern seinen Namen.

Aufwand und die Pracht des Hofes unter Herzog Carls Regierung erforderte, und der Eindruck, den die Vorstellung auf Schillern machte, war tief und bleibend. Er lebte wie in einer neuen Welt, alle seine jugendlichen Spiele bezogen sich darauf, und Pläne zu Trauerspielen bildeten sich schon damals in dem Kopfe des neunjährigen Knaben.

Schiller erhielt in einer öffentlichen, größern Schule zu Ludwigsburg bis zum Jahre 1773 vorzüglich in der lateinischen Sprache Unterricht. Er mußte hier Virgils Aeneis, Ovid's Tristia und Horazens Oden lesen und übersetzen. Er zeigte indeß wenig Antheil an diesen Sängern, und that sich überhaupt so wenig in irgend einem wissenschaftlichen Fache, die lateinische Sprache etwa ausgenommen, unter seinen Mitschülern hervor, daß wohl Niemand die seltenen Anlagen ahnen konnte, die in ihm schlummerten. Auch gab ihm die Behandlung eines seiner Lehrer, Joh. Fried. Jahn's, der ein zwar wissenschaftlich gebildeter, doch zugleich mür=

rischer und jähzorniger Mann war, etwas Schüchternes und Aengstliches in seinem Wesen, das um so mehr zunahm, als er späterhin bei Jahn Wohnung und Kost hatte.

Die Gelegenheit, bei der Schillers Dichtergeist erwachte, war folgende. Er hatte im Jahr 1768 mit dem noch lebenden Physikus Elwert in Kanstadt den Catechismus in der Kirche zu sprechen. Die beiden Knaben, welche den Lehrer als einen sehr strengen Mann kannten, waren nicht wenig besorgt, wie sie die Prüfung überstehen würden. Glücklicherweise ging sie zu gänzlicher Zufriedenheit des Lehrers von Statten, der jedem zur Belohnung ein Paar Kreuzer schenkte. Schiller schlug vor, auf dem Hartenecker Schlößchen eine kalte Milch zu essen. Sein Freund willigte ein, doch war das Gewünschte dort leider nicht zu bekommen. Sie wanderten mißmuthig nach Neckarweihingen, und erhielten hier nach langem Herumfragen die Milch, welche zu ihrer Freude nur drei Kreuzer kostete. Ueber dieß für sie höchst köstliche Mahl gerieth

Schiller in eine dichterische Begeisterung. Als er mit seinem Freunde das Dorf verlassen hatte, bestieg er den Hügel, von dem man Harteneck und Neckarweihingen übersehen kann, und ertheilte mit dichterischem Pathos dem milchentblößten Orte seinen Fluch, dem aber, der sie gelabt hatte, seinen gefühltesten Segen.

Im Jahr 1772 entstand Schillers erstes Gedicht und zwar am Tage seiner Confirmation. Seine Mutter, die ihn auf der Straße umherschlendern sah, machte ihm Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des kommenden Tages, und regte so sein religiöses und poetisches Gefühl zugleich auf. Daß er an diesem Tage auch ein Gedicht an seinen Vater, und zwar in lateinischen Doppelversen geschrieben habe, ist nicht völlig erwiesen.

Schiller hatte schon früh Neigung zum geistlichen Stande bezeigt, die vielleicht durch die jugendliche Freundschaft mit dem Sohne des Pfarrer Moser in Lorch, einem nachherigen Prediger, zuerst geweckt worden war. Seine Eltern

billigten diese Wahl, und Schiller war, seiner künftigen Bestimmung als Geistlicher gemäß, mehreremale im Stuttgarter Landesexamen geprüft worden. Allein das damalige Consistorium solle, heißt es, Schillers Eltern die Weisung gegeben haben, ihren Sohn, wegen mangelhafter Talente für die theologische Laufbahn, einem andern Fache zu widmen. Daß diese Nachricht indeß gänzlich ungegründet sey, erhellt sehr deutlich aus den Zeugnissen, die der Prälat und Rector des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, *)

*) Im Jahr 1769. „Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes hujus anni recipiatur.“ — In den Jahren 1770 u. 71. „Puer bonae spei, qui non infeliciter in literarum tramite progreditur,“ und endlich im Jahr 1772, minder günstig: „Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus (seinen Mitschülern in Ludwigsburg). Schillers Fortschritte im Lateinischen, Griechischen, Ebräischen u. s. w. erwarben ihm immer ein doppeltes A, womit man nur die Besten zu bezeichnen pflegte.

bei seiner viermaligen Prüfung im Landexamen Schillern beilegte.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Der Herzog von Würtemberg ward durch die guten Zeugnisse, die Schillers Lehrer ihm beilegten, auf diesen aufmerksam gemacht, und da er gerade damals eine neue Erziehungsanstalt, die militärische Pflanzschule auf der Solitüde und nachherige Carlsschule zu Stuttgart errichtete, so machte er Schillers Vater den Antrag, seinen Sohn in dieß neue Institut aufzunehmen. Dieser Antrag war um so ehrenvoller, als der Herzog die Zöglinge unter den Söhnen seiner Offiziere sich aussuchte. Schillers Vater gestand indeß freimüthig: er wolle seinen Sohn einem andern Stande widmen, zu welchem er in der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden könne. Der Herzog fand sich zwar durch diese Aeußerung nicht beleidigt, verlangte indeß, daß Schiller sich ein anderes Studium wählen solle. Dieser opferte, wiewohl mit schwerem Herzen, seine Neigung den

Verhältnissen seines Vaters auf, und entschied sich für das juristische Fach.

Im Jahr 1773 ward er in das neue Institut aufgenommen. Wie viel Ueberwindung es ihm aber gekostet, dem geistlichen Stande zu entsagen, erhellt aus einem Geständniß, das er im folgenden Jahre, als jeder Zögling seine eigene Characterschilderung aufsetzen mußte, ablegte. »Er würde sich, heißt es darin, weit glücklicher schätzen, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.« —

Das juristische Studium scheint so wenig Anziehendes für ihn gehabt zu haben, daß er es schon im Jahr 1775 aufgab. Eine neue Lehranstalt für künftige Aerzte, die der Herzog bei dem Institute errichtete und jedem Zöglinge die Wahl ließ, davon Gebrauch zu machen, bestimmte Schillern, sich dem medicinischen Fache zu widmen.

Was Schillers Aufenthalt auf der Carlsschule betrifft, so konnte sich sein Geist unmöglich in einem Institute gefallen, zu dessen (dama-

ligen) Erziehungsmethoden die strengste Verleugnung seiner selbst, die Erstickung hervorstechender, nicht zum Erziehungsplan gehöriger oder passender Talente gehörte, ganz vorzüglich aber die Niederbeugung des freien Willens. Einige Auszüge aus Schillers damaligen Briefen mögen bezeugen, wie sich sein Innerstes gegen den Zwang empört, der überall seine geistige Bildung hemmte.

»Ich habe nicht Wort gehalten," schrieb Schiller ein halbes Jahr nach seiner Aufnahme in das neue Institut, an einen seiner Jugendfreunde, Hr. M... in Ludwigsburg: »Ich sollte Dir schon vor sechs Monaten schreiben. — Zürne nicht! Mein Wille hatte an der Verzögerung keine Schuld. Ich liebe es nicht viel Worte zu machen; komme selbst, sieh', prüfe und urtheile! Dein Friedrich ist nie sich selbst überlassen, den einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben steht nicht in unserem Schulreglement. Sähst Du mich, wie ich neben

mir Kirsch's Lexicon liegen habe, und vor mir das Dir bestimmte Blatt beschreibe, Du würdest auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt eventualiter einen nie gesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht." —

»Daß Du eher zum Zweck kommen würdest," heißt es in einem andern Briefe an denselben Freund (vom 18. Octob. 1774.) »das ahnete ich jetzt erst, da ich durch Erfahrung einsehen lernte, daß Dir, einem freien Menschen, ein freies Feld der Wissenschaften geöffnet war. Dem Himmel sey es gedankt, daß in unsern Criminal-Gesetzbüchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebstahls, eine Pön auf Diebstähle in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt ist, denn sonst würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt, und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht nascht, längst mit Pranger und Halseisen belohnt worden seyn!" —

»Du wähnst,« schrieb er am 20. Februar 1775 an denselben; »ich soll mich gefangen geben, dem albernen, obgleich im Sinne der Inspectoren ehrwürdigen Schlendriane? So lange sich mein Geist frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne ist schon der Anblick der Sklaverey verhaßt — und er sollte geduldig die Fesseln tragen, die man ihm schmiedet? O Carl! wir haben eine ganz andere Welt in unserm Herzen, als die wirkliche Welt ist! — — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich einer Strafe entgegen gehen soll, wo mein inneres Bewußtseyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht. Die Lectüre einiger Schriften von Voltaire, hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß gemacht.« —

Am 25. Septemb. 1776 schrieb Schiller an seinen Freund F. in Stuttgart, der die Carlsschule zu Ostern dieses Jahres verlassen hatte: »Sie stehen jetzt auf der Bühne der wirklichen Welt, und werden — das traue ich dieser Bühne

zu — ganz andere Dekorationen, Soufleurs und Acteurs gefunden haben, als wir sie uns in unserer Ideenwelt dachten. Erzeigen Sie mir doch ja die freundschaftliche Gefälligkeit und theilen mir Ihre Ansicht der wirklichen Welt mit! Mich interessirt Alles, was ich von freien, selbstdenkenden Männern über eine Laufbahn erfahre, die ich bald selbst betreten werde. Nicht so ganz von wirklichen Erfahrungen entblößt, wünschte ich in die wirkliche Welt überzutreten. Denn Alles, was ich bisher von ihr weiß, folgerte ich aus dem Handeln und Wandeln in derselben, worüber mich die Geschichte, die treue Leiterin und Führerin auf meiner wissenschaftlichen Laufbahn mehr, als alles unsentimentale Geschwätz mancher Erzieher über Lebens- und Erfahrungsprincipe belehrte.» —

Auf der Carlsschule entstanden Schillers früheste Gedichte. Er konnte sich freilich, nach den angegebenen beschränkten Verhältnissen, nur mit einem geringen Theile der vaterländischen Litera-

tur bekannt machen, doch wurde er durch einige der vorzüglichsten Dichter, unter andern durch Klopstock sehr lebhaft angesprochen. Unstreitig ging aus Klopstocks Dichtungen Schillers Empfänglichkeit für das Große und Erhabene, wie für das Weiche und Zarte hervor, dem wir in seinen gelungensten spätern Geisteswerken überall begegnen.

»Auf dem deutschen Parnaß, sagt ein geistreicher Schriftsteller, begann damals ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Characters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache, sollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äussern Umgebungen, sollte er als ein Wesen aus einer höhern Welt erscheinen, unbekümmert, ob er früher oder später bei seinen Zeitgenossen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, sondern allein durch sich selbst

sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln." — *)

Geistesproducte, die von einem solchen Streben zeugten, mußten auf Schillern einen tiefen, bleibenden Eindruck machen. Dieß war ganz vorzüglich der Fall, als ihm zu Ende des Jahrs 1773 ein Freund Gerstenbergs Ugolino lieh. Die rührenden, erhabenen und erschütternden Auftritte, an denen dieß Trauerspiel vielleicht reicher als irgend ein andres ist, mußten auf den damals vierzehnjährigen Jüngling die lebhafteste Wirkung hervorbringen.

Schon zu Anfange des Jahrs 1773 hatte er ein episches Gedicht Moses geschrieben, bei dem sich freilich weniger eigenes Schaffen als mühvolles Nachstreben und Nachbilden zeigt. Allein

---

*) Wie schön sagt Schiller selbst in seinem Gedicht, die deutsche Muse (in d. Werk. Bd. IX. Abth. 1. S. 193.)

„Rühmend darf's der Deutsche sagen
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth."

Ugolino und Götz von Berlichingen gaben seinem dichterischen Geiste eine neue Richtung, und die Bekanntschaft mit Lessings Schauspielen, so wie vorzüglich Leisewitzen's Julius von Tarent foderte ihn mächtig auf, einen dramatischen Versuch zu wagen. So entstand sein erstes Trauerspiel Cosmus von Medicis, das dem Stoffe nach viel Aehnlichkeit mit Leisewitzen's Julius von Tarent hatte. Einzelne Stellen wurden späterhin in die Räuber aufgenommen.

Fast zu gleicher Zeit mit Götz von Berlichingen *) lernte Schiller Shakesspear kennen.

---

*) Schiller nahm sich einige Jahre später vor, eine Critik dieses Schauspiels zu liefern; es blieb indeß bei dem bloßen Plane. „Ich habe mich," schrieb er im April 1782 an Dalberg, „noch nicht an den Götz von Berlichingen gewagt, weil ich besorgte, der Verfasser möchte sich dadurch beleidigt finden. Wenn E. E. durch Ihr Ansehen und persönliche Bekanntschaft mit Goethen mir vollkom-

Er hörte nämlich in einer Unterrichtsstunde eine Stelle aus dem Britten vorlesen. Dieß veranlaßte ihn, seinen würdigen Lehrer, den jetzigen Prälaten Abel in Schönthal, der sich mehrere Verdienste um Schillern erwarb, um den großen Dramatiker zu bitten. Er sagte indeß seinen damaligen Gefühlen nicht ganz zu. »Als ich, sagt Schiller, *) in einem sehr frühen Alter diesen Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth durch einen Narren zu stören;

---

mene Freiheiten hierin verschaffen könnten, so würde ich in der Umarbeitung dieses Stücks die angenehmste Erhohlung finden. — Immer deucht es mir (schrieb er den 29. Septemb. 1782) eine Freiheit zu seyn, wenn ein jugendlicher Kopf über die Arbeiten des reifern Mannes — auch sogar bei gleichen Fähigkeiten — richten soll.“ —

*) S. über naive und sentimentalische Dichtung in s. Werk. Bd. VIII. Abth. 2. S. 43.

die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Mehrere Jahre hatte er schon meine Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. — Ich war noch nicht fähig die Natur aus der ersten Hand zu verstehen." —

Von Schillers lyrischen Versuchen hat sich aus jenem Zeitraume nichts erhalten, als einige Gedichte, die sich im Schwäbischen Magazin befinden. *) Sie lassen indeß fast ohne Ausnahme nur schwach den Geist ahnen, der in seinen spätern Werken dieser Gattung weht.

Sein erstes Gedicht dieser Art erschien im Jahr 1776. **) Es fehlt auch ihm an eigenthümlichem, dichterischem Schwung, und die Aneignung fremder Ideen, vorzüglich Klopstocks,

*) Der Abend (1776.) Der Eroberer (1777.) Der Sturm auf dem Tyrrhener-Meere (1780) u. e. a.

**) S. Balthas. Haug's Schwäb. Magazin, v. J. 1776. S. 115.

Cramers und Uzens ist sehr sichtbar. Bemerkenswerth sind indeß die nachfolgenden Verse, weil sie uns das Innerste seines Gemüthes enthüllen und uns sehen lassen, worauf sein letztes Sehnen und Streben in dieser Zeit sich beschränkte. Schiller spricht vom Gefühle für die mannigfachen Schönheiten der Natur, und bricht dann in die Worte aus:

„Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! Du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur Vater! mir Gesänge!" —

Schiller beschäftigte sich damals aus eigenem Antriebe nicht blos mit der Dichtkunst. Plutarch's Lebensbeschreibungen, Herders und Garve's Schriften, vorzüglich die Anmerkungen des Letztern zu Ferguson's Moralphilosophie hatten viel Anziehendes für ihn. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß er damals oft und gern in der Bibel las, da die Einwirkung

von Luthers kräftigem Style, vorzüglich in seinen frühern dramatischen Werken unverkennbar ist. *)

Schiller beschäftigte sich um so mehr damals mit jenen historischen und philosophischen Studien, da sie als Hülfswissenschaften in sein eigentliches Fach eingriffen. Es war nämlich sein fester Entschluß sich zwei Jahre fast ausschließlich dem medicinischen Studium zu widmen, um sich dadurch eine sichere Existenz zu verschaffen.

»Lange schon,« schrieb er darüber, »hab' ich nicht ohne Ursache befürchtet, daß früher oder später mein Feuer für die Dichtkunst erlöschen würde, wenn sie meine Brodwissenschaft bliebe, und daß sie im Gegentheil neuen Reiz für mich

*) Ein sehr sprechender Beweis davon findet sich in der erhabenen Stelle im Hesekiel (Cap. 37) wo er auf vermoderten Steinen der Todten steht, die Gräber sich öffnen, die Gebeine hervorgehen und eine neue Schöpfung sich erhebt. Die Aehnlichkeit dieser Stelle mit dem Traum, den Franz Moor in den Räubern erzählt, ist unleugbar.

haben müßte, sobald ich sie nur als Erhohlung gebrauchte, und nur meine reinsten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft und immer regem Enthusiasmus Dichter seyn — dann nur hoffen, daß meine Leidenschaft und Fähigkeit für die Kunst durch mein ganzes Leben fortdauern werde.» —

Auf eine ähnliche Weise erklärt er sich an einer andern Stelle. »Ich sehe mich freilich genöthigt, sagt er, von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trocknen terminologischen Kunst zu machen; allein was seyn muß, zieht nicht erst die Laune und Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muse um so feuriger, je länger ich von ihr geschieden war, vielleicht finde ich dann im Schooß der schönen Kunst eine süße Indemnisation für den fakultistischen Schweiß.» —

Eine Abhandlung unter dem Titel: Philosophie der Physiologie, die Schiller im Jahr 1778 lateinisch ausarbeitete, und seinen

Vorgesetzten überreichte, erschien nicht im Drucke. Zwei Jahre später, vertheidigte er, nach beendigtem Cursus auf der Carlsschule, eine andere Probeschrift: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen (Stuttgart 1780. 4.) *) Als Belege zu psychologischen Bemerkungen hatte er darin Stellen aus seinen damals noch unvollendeten Räubern gezogen, die er aber als Uebersetzung eines englischen Trauerspiels (the life of Moor) citirte. Er ward hiezu theils durch den Rath seiner Freunde bewogen, theils aber mochte er wohl auch Besorgniß hegen, sich als Verfasser einer, dem Schulreglement nach unerlaubten Arbeit zu bekennen. Gleichwohl äußerte er zu jener Zeit verschiedentlich, daß er sich bei seinem künftigen Thun und

*) Sie war längst nicht mehr im Buchhandel zu haben, ist aber neuerlich in Fr. Nasse's Zeitschrift f. psychische Aerzte u. s. w. (Leipzig 1820. Jahrg. III. Heft 2.) mitgetheilt worden.

Streben sehr wenig um die Meinung der Welt kümmern würde.

Nach Ueberreichung der erwähnten medicinischen Probeschrift, ward Schiller als Regimentsarzt bei dem Regimente Augé angestellt. Er soll, zuverläßigen Nachrichten zufolge, als practischer Arzt, viel Geist und Kühnheit bewiesen, doch nicht in gleichem Grade Glück gehabt haben.

Einige Vorfälle während seines Aufenthalts auf der Carlsschule, mögen als characteristische Züge und zugleich als Abschluß seines Jugendlebens hier Platz finden, und den Uebergang zur ersten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit bilden.

Schiller wurde einst von einem Lehrer überrascht, als er eine Scene aus seinen Räubern einigen von seinen vertrauten Jugendfreunden vordeclamirte. Bei den Worten, die Franz Moor zu Moser sagt: »Ha was! Du kennst keine drüber? Besinne dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem

Laute deines Mundes! — Keine einzige drüber» *) — öffnete sich die Thür, und der hereintretende Aufseher sah Schillern, halb in Verzweiflung die Stube auf- und niedergehen. »Ei so schäme man sich doch, sagte er zu ihm, wer wird denn so entrüstet seyn und fluchen.» Die andern Zöglinge lachten hinter dem Inspector in's Fäustchen und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: »Ein confiscirter Kerl!» —

Das unausgesetzte Besuchen der täglichen Unterrichtsstunden, mußte für einen Jüngling von Schillers Anlagen etwas Lästiges haben. Er schützte daher mitunter Krankheit vor, um auf seinem Zimmer bleiben zu können. Man merkte indeß bald, daß Schillers Krankheit nicht anhaltend war und meistens nur an gewissen Tagen und Stunden sich wieder einstellte. Die Lehrer ließen sich's zwar gefallen, daß er nicht persönlich erschien, schickten ihm aber Pensa und Ausarbeitungen zu, und zwar meistens in wissenschaftlichen Fächern,

---

*) Die Räuber. Act V. Sc. 1.

mit denen er sich eben nicht befreunden mochte. Dieß empörte einst Schillern so sehr, daß er das ihm aufgedrungene Pensum dem Ueberbringer vor die Füße warf und zornig ausrief: »Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben.» — Diese Aeußerung wurde freilich so übel genommen, daß man Schillern auf einige Zeit degradirte und ihm dadurch nicht undeutlich zu verstehen gab: die Inspectoren reichten in dergleichen Fällen doch weiter mit ihrem freien Willen, als er mit dem seinigen.

Vorfälle dieser Art konnten ihn nur augenblicklich aufregen, aber ein tiefer Unmuth ergriff ihn, wenn er einen Blick auf das eingezogene, freudenlose Leben warf, das jeden jugendlichen Aufschwung des Geistes hemmte. Er entschlüpfte daher öfters mit einigen vertrauten Freunden Abends oder in andern Freistunden seinem Kerker, um der Menschen Thun und Treiben von fern belauschen zu können.

Diese Flucht ist Schillern öfters geglückt. Er unternahm sie vorzüglich in den letzten Jahren

seines Aufenthalts auf der Carlsschule. Allein ein Plan, durch den er sich im Jahr 1775 mit einigen vertrauten Freunden für immer in Freiheit zu setzen glaubte, mißlang, ohne jedoch verrathen zu seyn, völlig. Schiller erinnerte sich noch öfters daran und sagte einige Jahre später scherzend: Die Inspectoren würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben.» —

Der militairischen Disciplin auf der Carlsschule, verdankte er auch seinen im spätern Leben etwas auffallenden Gang. »Ich bin noch immer an die Militairschule gewöhnt,» sagte er einst lächelnd, als das Gespräch sich zufällig auf den leichten und behenden Gang eines seiner Freunde lenkte.

Erste Periode.

1781 bis 1785.

Mit den Räubern, die schon auf der Carlsschule begonnen, im Jahr 1781 im Druck erschienen, »diesem Product genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen harten Erziehungsdruck," beginnt die erste Periode der Schillerischen Geistesthätigkeit.

»Ein seltsamer Mißverstand der Natur," sagt er selbst, *) »hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Institutes, in welchem ich erzogen wurde, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine

*) Im deutsch. Museum v. Jahr 1784.

Folter waren, schweifte mein Herz in eine Ideenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modell's, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen — denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will! — Jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und

Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, und dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. — Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Clima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klageschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnet war." —

Auch eine kurze characteristische Uebersicht der Räuber, wie sie sich als Beilage eines Schillerschen Briefs an den Freiherrn von Dalberg *) vorfindet, dürfte wohl hier eine Stelle verdienen:

*) Vom 12. Dezember 1781.

»Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Vortrefflichen und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz — rissen ihn von Laster zu Laster — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, zurückgeführt zum Vortrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. *) — Einen heuchlerischen, heimtückischen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und gesprengt sehen in seinen eigenen Minen. — Einen allzuschwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen schwärmerischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaft. Hier wird man auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke wer-

*) S. d. Vorrede zu den Räubern.

sen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen; der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absichten und Gerichte brauche, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne." —

Schiller hatte für die Räuber keinen Verleger finden können, und den Druck auf eigene Kosten veranstalten müssen. Doch foderte ihn schon im Jahr 1781, der Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Manheim zu einer Umarbeitung seines Schauspiels für die dortige Bühne auf.

»Bei meiner Freundschaft,« schrieb Schwan bei dieser Gelegenheit, »denke ich nie an den Kaufmann. Ich liebe und ehre den Mann um des Mannes und der Sache willen, ohne die mindeste Absicht auf Interesse. Dieß ist nun auch der Fall zwischen uns beiden. Hören Sie deßhalb, was ich Ihnen als Freund rathe. Ohne sich gleich anfangs die Hände zu binden, lassen Sie sich einmal Vorschläge von dem Herrn v. Dalberg thun. Sie können ihm dabei nicht undeutlich zu verstehen geben, wie Sie gegen mich gesinnt sind. Vielleicht macht man Ihnen Vortheile, die ich Ihnen nicht machen könnte, und dann würde ich Ihnen selbst rathen, dort zu entriren. — Ich war der erste, der den Herrn v. Dalberg mit den Räubern bekannt machte. Voller Enthusiasmus lief ich gleich zu ihm, als ich von Ihnen die ersten sieben Bogen erhielt und las sie ihm vor. Es reut mich nicht, Sie mit diesem Manne bekannt gemacht zu haben, der eben so viel durch seine eignen Verdienste, als durch seinen Stand der pfälzischen Literatur Ehre

macht. — Ohne ihn würde unser hiesiges Theater schon längst nicht mehr seyn, was es ist. — Daß ihre Arbeiten nicht bekannt werden sollten, weil Sie keinen Buchhändler zum Verleger haben, daran zweifeln Sie nicht. Es wird gleich aller Orten Nachdrücke genug geben. — Das Ihnen durch den Postwagen übersandte durchschossene Exemplar der Räuber, nebst meinen Anmerkungen, werden Sie erhalten haben. Ich bitte Sie nochmals, es für nichts, als Anmerkungen anzusehen. — Gestern erhielt ich einen Brief vom Director der Regensburger Schaubühne: er hat auch schon angefangen, das Stück für's Regensburger Theater zu bearbeiten. Ich werde aber, schreibt er, warten, bis Sie mir die veränderte Ausgabe, wozu, wie Sie mir schreiben, der Verfasser selbst Hoffnung macht, schicken, um zu sehen, wie weit ich von der Meinung des Verfassers abgewichen oder entfernt bin. — Ich hielt mich im vorigen Monate bei meinem alten Freunde, dem Reichshofrath von Berberich auf seinem Landhause in Dieburg auf. Er ist

Intendant der Regensburger Schaubühne. Auch da las ich die Räuber vor, und die ganze Gesellschaft wünschte das Stück aufgeführt zu sehen." —

Bald darauf erhielt Schiller einen ähnlichen Antrag zur Umarbeitung seines Schauspiels von dem Director des Manheimer Theaters, dem Freiherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf entgegnete ist noch vorhanden. Man sieht daraus sehr deutlich, wie streng er sich selbst beurtheilte und in jede Abänderung willigte, von der man ihn überzeugte, doch wie nachdrücklich er auch in wesentlichen Punkten, selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werkes vertheidigte.

Der erwähnte Briefwechsel mit dem Freiherrn von Dalberg ist so reich an characteristischen Bemerkungen, vorzüglich in Hinsicht auf die Räuber, daß wir nicht umhin können einige jener Briefe, zum Theil auszugsweise, hier einzuschalten.

»Hier erscheint endlich,« schrieb Schiller den 6. October 1781, »der verlorene Sohn oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks auf die Menge und Wichtigkeit der Veränderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poeticis sehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks schon nothwendig wurzeln; mußte an sich gute Züge den Grenzen der Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstand der Gallerie, oder sonst leidigen Conventionen aufopfern; und es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß es, wie in der Natur, so auf der Bühne für Eine Idee,

Eine Empfindung auch nur Einen Ausdruck, Ein Colorit gibt. Eine Veränderung, die ich in Einem Characterzug vornehme, gibt oft dem ganzen Character, und folglich auch seinen Handlungen und der darauf ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung." —

„Die Räuber stehen im Original unter sich in lebhaftem Contrast, und gewiß wird ein jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber contrastiren zu lassen, ohne in einem von ihnen gegen die Delicatesse des Schauplatzes zu verstoßen. Als ich es anfangs dachte und den Plan davon bei mir entwarf, dacht' ich mir die theatralische Darstellung hinweg. Daher kam's, daß Franz als ein räsonnirender Bösewicht angelegt worden; eine Anlage, die, so gewiß sie den denkenden Leser befriedigen wird, den Zuschauer, der für sich nicht philosophirt, sondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß." —

"In der veränderten Auflage konnte ich diesen Grundriß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Oekonomie des Stücks einen

Stoß zu geben. Ich sehe also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erscheinen wird, die Rolle nicht spielen werde, die er beim Lesen gespielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuschauer an den feinen Nüanzen vorüberreißt, und ihn also um wenigstens den dritten Theil des ganzen Characters bringt.» —

»Der Räuber Moor dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Speculationen, die aber auch als unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde spielen, weggerechnet, ist er ganz Handlung, ganz anschauliches Leben.» —

»Spiegelberg, Schweizer, Hermann ꝛc. sind im eigentlichen Verstande Menschen für den Schauplatz, weniger Amalia und der Vater.» —

»Ich habe schriftliche, mündliche und gedruckte Rezensionen zu benutzen gesucht. Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu. Darunter gehören Hermanns Gegen-

intriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden. Seine Scene mit Amalien im Garten, ist um einen Act zurückgesetzt worden, und meine Freunde sagen, daß ich im ganzen Stück keinen bessern Act dazu hätte wählen können, als diesen; keine bessere Zeit, als einige Augenblicke vor Moor's Scene mit Amalien. — Franz ist der Menschheit näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas seltsam. Eine Scene, wie seine Verurtheilung im fünften Act, ist, meines Wissens, auf keinem Schauplatz erlebt, eben so wenig als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten.» —

»Wenn das Stück zu groß seyn sollte *) so steht es in der Willkühr des Theaters, Räsonnements abzukürzen, oder hie und da etwas',

*) „Hr. Schwan schreibt mir, heißt es in einem andern Briefe, das Stück würde mit der Musik und den unentbehrlichsten Pausen gegen 5 Stunden spielen — freilich eine zu lange Zeit für ein Stück!“ —

unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse, und Charactere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele.“ —

„In Absicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: sie ist in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines Räubers Moor Geschmack wird darin nicht schwer zu treffen seyn. Einen Busch trägt er, denn dieß kommt namentlich im Stück vor, zu der Zeit da er sein Amt niederlegt. *) Ich gebe ihm auch einen Stock dazu. Seine Kleidung müßte immer edel, ohne Zierung, nachläßig, doch nicht leichtsinnig seyn.“ —

*) Wahrscheinlich hat dieß Schiller späterhin geändert. „Mit Schaam und Grauen leg' ich hier diesen blutigen Stab nieder,“ u. s. w. heißt es in der Ausgabe der Werke. Bd. I. S. 266.

»Ein vortrefflicher junger Componist arbeitet an einer Symphonie für meinen verlorenen Sohn; ich weiß, daß sie meisterlich wird.« —

»Ich gestehe Ihnen aufrichtig,« schrieb Schiller den 12. Dezember 1781 an den vorhin erwähnten Freiherrn von Dalberg, »daß ich die Zurücksetzung der Geschichte meines Stücks in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts — die ganze dadurch wohlerrungene Anlage des Schauspiels für unendlich besser, als die meinige, halte und halten muß, wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauspiel verlieren sollte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizey und Bestimmtheit der Gesetze, eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schooß der Gesetze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen konnte — allerdings ist dieser Einwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu sagen, als die Freiheit der Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der

Wahrheit, und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen.» —

» Diese Entschuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dieß zugebe — und ich gebe es mit Wahrheit und vollkommener Ueberzeugung zu — was wird folgen? Gewiß nichts anderes, als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen Fehler, den es, wenn ich so sagen darf, in's Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, und nicht ohne Destruction des Ganzen aufgehoben werden kann.» —

» Erstens sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog ist gar nicht derselbe. Die Simplicität, die uns der Verfasser des Götz von Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, große und kleine Züge, Charactere sogar, sind aus dem Schooß unserer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nicht in dem Maximilianischen Zeitalter. Es ginge,

mit Einem Wort, dem Stück, wie einem Holzstich, den ich in einer Ausgabe des Virgil gefunden. Die Trojaner hatten Husarenstiefeln, und der König Agamemnon führte ein Paar Pistolen in seinem Halfter. Ich beginge ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrich des Zweiten auszuweichen.» —

»Zweitens: meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abscheulichen Contrast. Amalia müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden, und Sie sehen von selbst, dieser Character, diese Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemälde des Räuber Moor's, ja in das ganze Stück so tief und allgemein hinein colorirt, daß man das ganze Gemälde übermalen muß, um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem Character Franzens, diesem speculativen, diesem metaphysisch-spitzfindigen Schurken.» —

»Ich glaube mit Einem Wort sagen zu können: diese Versetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größesten Glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, machte es nun, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlerhaften Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern.« —

»Verzeihen E. E. dem Vater diese eifrige Fürsprache für sein Kind. — Dieses einzige werde ich mir von Hr. Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der ersten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.« —

»Wie mir Hr. Schwan schreibt, so hat ein Baron von Gemmingen meinem Stücke die Ehre angethan, es vorzulesen. Ich höre, daß dieser Hr. v. Gemmingen Verfasser des deutschen Hausvaters ist. Ich wünschte die Ehre zu haben, ihm zu versichern, daß ich eben diesen Hausvater ungemein gut gefunden, u. s. w.« —

Die schriftlichen Verhandlungen zwischen Schiller und Dalberg endigten sich zu beiderseiti-

ger Zufriedenheit, und die Räuber *) wurden im Januar 1782 in Manheim aufgeführt.

Schiller wünschte sehnlich bei dieser Aufführung zugegen zu seyn, doch ward ihm der Urlaub zur Reise nach Manheim von seinen Vorgesetzten verweigert. Er reiste indeß heimlich dahin ab, nachdem er seinem Freunde, Hr. M... in Ludwigsburg verschiedene erhaltene Aufträge zur Besorgung übergeben hatte.

»Darüber dürfen Sie nichts Arges haben!« schrieb er an diesen; welcher kräftige Jüngling würde nicht wünschen, das Kind seiner ersten Liebe zu sehen? Und wünsche ich denn etwas anderes zu sehen, als jenes jugendliche erste Kind, welches sein Daseyn, wo nicht einem kräftigen Jünglinge, so doch einer jugendlichen ernsten Beschäftigung eines Jünglings zu danken hat?« —

*) Die Bearbeitung dieses Schauspiels für die Berliner Bühne hat Schiller selbst auf's treffendste characterisirt, wenn er sie „die berüchtigten Plümickischen Räuber" nennt. (S. d. Briefe an Dalberg. Carlsruhe 1819. S. 91.)

Die Manheimer Bühne gehörte damals zu den vorzüglichsten Deutschlands. Das kunstvolle Spiel eines Beil, Beck und vorzüglich Ifflands als Franz Moor *) hatte auf Schillern so begeistert gewirkt, daß er wirklich den Wunsch äußerte, Mitglied des dortigen Theaters zu werden. Diesem Wunsche soll indeß Beil sehr ernstlich entgegengetreten seyn und prophetisch geäußert haben: »Nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühnen werden!" —

Kurze Zeit nach jener Aufführung schrieb Schiller an Dalberg: »Ich wiederhole hier die wärmsten Danksagungen für die Ehre und den Pomp, dessen Sie mein Stück gewürdigt haben. — Mein kurzer Aufenthalt in Manheim verstattete mir nicht in's Detail meines Stückes und seiner Vorstellung zu gehen; und weil ich

*) „Das ist gewiß," schrieb Schiller damals, „daß Iffland und Beil unter den besten dortigen Schauspielern wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorragten." —

nicht alles sagen konnte, weil mir die Zeit zu sparsam dazu abgewogen, und mein Incognito zu streng war, so hielt ich es für besser, noch gar nichts zu sagen. Beobachtet habe ich vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.» —

»Ich gestehe, daß die Rolle Franzens, die ich für die schwerste erkenne, als solche über meine Erwartung (welche nicht gering war) in den wichtigsten Punkten vortrefflich gelang. Auch die Rolle der Amalia gewann durch die Vorstellung mehr als beim Lesen.» —

Schillers Entfernung von Stuttgart war nicht verborgen geblieben, und er mußte dieß Vergehen gegen seine Vorgesetzten hart büßen.

»Sie werden sich nicht wenig wundern,» schrieb er an Dalberg, »wenn ich Ihnen sage, daß ich wegen meiner letzten Hinreise zu Ihnen vierzehn Tage in Arrest gesetzt wurde. Alles ward meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich

habe deshalb eine persönliche Unterredung mit ihm gehabt." —

Schillern erwarteten indeß noch widrigere Schicksale. Die Räuber waren in Manheim sowohl, als an mehrern Orten, selbst in Stuttgart begierig gelesen worden. Schiller hatte sich nicht lange vorher durch das Tyrannenlied, das er in Schubarts Chronik einrücken lassen, als excentrischen Kopf gezeigt. Die Erscheinung der Räuber vermehrte und unterhielt die allgemeine Sensation. Man soll indeß mehrere Stellen, wie: »Blut säufst du wie Wasser — Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolche keine Luftblase — der Günstling, der sich aus dem Pöbelstande emporgehoben, dessen Hoheit Schemel der Fall seines Nachbarn war — ein Minister jenes Gelichters, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte, und den trauernden Patrioten von der Thüre stieß — u. s. w." als gehässige Anspielungen Schillern damals sehr übel gedeutet haben.

»Ich muß eilen,« schrieb er, »daß ich von hier wegkomme, man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart *) ein Logis anweisen. — Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann seyn, daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern in geringerem, aber mir wohlgefälligerem Grade besitzen will — denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der Zwang verachtenden Freiheit.« —

»Ich denke längst,« heißt es in einer andern Stelle seiner damaligen Briefe, »in den An-

*) Dieser saß bekanntlich auf der genannten Festung 8 Jahre verhaftet, weil er gewissen Leuten ein Stein des Anstoßes gewesen war. Seine Hymne auf Friedrich den Einzigen setzte ihn wieder in Freiheit. Es ist übrigens ungegründet, daß Schiller ihm einen Theil seiner Bildung zu verdanken gehabt habe. Er stand in keiner weitern Verbindung mit Schubart, als daß er ihn einmal aus Theilnahme an seinem Schicksale besuchte.

gelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geist fesselnde Curatel setzen möchte, mündig gewesen zu seyn. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann; mich wenigstens sollen sie nie drücken.» —

Die Gefahr, die Schillern bedrohte, war wohl so groß nicht, als er sie sich, den hier mitgetheilten Briefen zufolge, dachte, allein sein Aufenthalt in Stuttgart wurde ihm durch einen andern Umstand noch mehr verbittert.

Von Graubünden aus beschwerte man sich im Hamburger Correspondenten über eine Stelle in den Räubern, in welcher von den Einwohnern jenes Landes als von gemeinen Straßenräubern gesprochen wurde (eine in Schwaben nicht ungewöhnliche Art von den Graubündnern zu sprechen). Dieß veranlaßte einen gewissen Garteninspector Walter in Ludwigsburg, den Dichter beim Herzoge von Würtemberg anzugeben, und dieser verbot Schil-

lern, außer dem medicinischen Fach irgend etwas drucken zu lassen. *)

---

*) In J. M. Armbrusters Schwäb. Museum (Kempten 1785) sind unter der Aufschrift: Beitrag zu einem Schwäbischen Martyrologium einige Actenstücke über diesen Vorfall (abgedruckt in der Neuen Berliner Monatsschrift S. 286 u. f.) aufgeführt, und der Garteninspector Walter in Ludwigsburg wird als Agent der Graubündner gegen Schiller genannt. Dieser niedrig denkende Mensch äußert sich in einem (sonderbar stylisirten) Briefe an den Bündner Correspondenten auf folgende Art: „Ich hatte nicht sobald Ihre Apologie vor Bünden gelesen, so machte ich sogleich Anstalt, daß es auch mein Souverain bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen (Schillern) vor sich rufen, weschte solchen über die Maßen, bedeutete ihn bei der größten Ungnad, niemals weder Komedien, noch sonst was zu schreiben, sondern allein bei seiner Medicin zu bleiben.“ — Und an einer andern Stelle: „Der Verfasser der Räuber — — ist desertirt und hat damit jedermänniglich gezeigt, wer er ist.“ — (Schwäb. Museum Bd. I. S. 225.)

»Die Räuber,« sagt Schiller, *) »kosteten mir Familie und Vaterland. — Mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehofft und unverdient mir entgegenkam, untersagte man mir in meinem Geburtsort, bei Strafe der Festung, zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das Uebrige.« —

Ein solches Verbot mußte Schillern um so drückender seyn, da er sich mit dem Professor Abel und dem unlängst verstorbenen Bibliothekar Petersen in Stuttgart zur Herausgabe einer Zeitschrift, unter dem Titel: Würtembergisches Repertorium der Literatur **) vereinigt hatte.

*) Im deutschen Museum v. Jahr 1784. Bd. II. S. 556.

**) Es erschienen drei Stücke davon, die einige Aufsätze von Schillern, als: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neuesten

Glaubwürdigen Zeugnissen zufolge war es indeß nicht Schillers Beschäftigung mit Poesie überhaupt, was die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Er achtete, als ein vielseitig gebildeter Fürst, jede Gattung von Kunst; doch schienen ihm Schillers Producte von häufigen Verstößen gegen den bessern Geschmack zu zeugen. Er ließ ihn daher zu sich kommen, warnte ihn auf väterliche Weise und verlangte von ihm, daß er ihm alle seine poetischen Producte zeigen solle. Diesen Antrag einzugehen war Schillern unmöglich, und seine Weigerung ward natürlich nicht gut aufgenommen. Es scheint indeß, als habe der Herzog demungeachtet stets ein gewisses Interesse für Schillern gefühlt. Seine spätere heimliche Entfernung von Stuttgart wurde nicht geahndet, und hatte auch für seinen Vater keine nachtheilige Folgen. Auch wurde, als Schiller im Jahr 1793, noch

---

Geschichte, so wie einige Rezensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber enthielten. Die obigen Aufsätze findet man im 2ten Bande d. Werke.

bei Lebzeiten des Herzogs, sein Vaterland und seine Eltern besuchte, diese Zusammenkunft auf keine Weise gestört.

Schiller hatte den festen Entschluß gefaßt, Stuttgart zu verlassen, doch wünschte er es nicht ohne Erlaubniß des Herzogs zu thun. Er hoffte diese durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und seine damaligen Briefe an ihn enthalten mehrmalige dringende Bitten um eine solche Verwendung.

»Ich bereue,« schrieb er den 4. Juni 1782, »beinahe die glücklichste Reise *) meines Lebens, die mir durch einen höchst widrigen Contrast meines Vaterlandes mit Manheim schon so verleidet worden ist, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann Niemand seyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für die traurige Situa-

*) Schiller hatte der zweiten Aufführung der Räuber in Manheim, die im May des genannten Jahres statt fand, beigewohnt.

tion, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur eine Aussicht. — Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie schnell sich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffodern. Dieß macht mich so dreist, mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schicksal in Ihre Hände zu liefern und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten.» —

»Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. — Brauch' ich mehr zu sagen, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten?» —

»Könnten Sie in das Innere meines Gemüthes sehen, welche Empfindungen es durchwühlen; könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ich weiß es

gewiß — eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.» — *)

„Wenn E. E. glauben," schrieb er den 15. Juli 1782, »daß sich meine Aussichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine

---

*) „Ich wünschte," heißt es in der Beilage zu obigem Briefe, „besonders meinetwegen, sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim Nationaltheater zu Manheim auf einen beliebigen Termin festsetzten, (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann) nach dessen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung, (wenn ich das Wort brauchen darf) ähnlich, und fällt auch so hart nicht auf. — Dann würde es aber auch höchst nothwendig seyn, zu berühren, daß mir Mittel gegeben werden sollten, zu Manheim zu practiciren, und meine medicinischen Uebungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Vorwande, für mein Wohl zu sorgen, cujonire und weniger fortlasse." —

Ursache, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Dieß einzige kann ich Ihnen für gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit das Glück nicht habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen seyn, einen Schritt zu thun, der mir's unmöglich machen würde, zu Manheim zu bleiben.» —

Es mochten indeß Schwierigkeiten eingetreten seyn, Schillers Bitte zu erfüllen; seine Ungeduld wuchs und er entschloß sich im October 1782 zur Flucht. Sie mochte um so leichter gelingen, als in Stuttgart Alles mit den Feierlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürsten Paul veranlaßt wurden.

»Sobald ich Ihnen sage,« schrieb Schiller an Dalberg, »ich bin auf der Flucht, so hab' ich auch mein ganzes Schicksal geschildert. — Ich ging leer weg, leer an Börse und Hoffnung. Es könnte mich schaamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß

auch ich an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.» —

Unter dem Namen Schmidt ging er nach Franken, hielt sich anfangs zu Oggersheim auf, und lebte dann beinahe ein Jahr in der Nähe von Meinungen, zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimenräthin von Wollzogen. Die freundliche Aufnahme, die er hier fand, verdankte er seiner Bekanntschaft mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten. Sorglos und ungestört widmete er sich hier seinen poetischen Arbeiten. Die Verschwörung des Fiesko, ein schon in Stuttgart während seines Arrests begonnenes Werk, Cabale und Liebe und die ersten Ideen zum Don Carlos gehören in diese Zeit.

Ueber Cabale und Liebe schrieb Schiller den 3. April 1783 an Dalberg: »Außer der Vielfältigkeit der Charactere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzufreien Satyre und Verspottung einer vornehmen Narren-

und Schurkenart, hat dieses Trauerspiel auch den Mangel, daß Komisches mit Tragischem, Laune mit Schrecken wechselt, und, obschon die Entwicklung tragisch genug ist, doch einige lustige Charactere und Situationen hervorragen. Wenn diese Fehler für die Bühne nichts Anstößiges haben, so glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden seyn werden.» —

»Die Anmerkungen über meinen Fiesko,« schrieb er den 29. Septemb. 1783 »finde ich im Ganzen sehr wahr; vorzüglich stimme ich dem Tadel meiner Frauenzimmercharactere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei ersten Scenen des zweiten Acts mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, der nunmehr dem feinern Leser nur zu sichtbar geworden ist. Zu gutem Glück fallen diese zwei Scenen, unbeschadet des Stücks, in der Umarbeitung ganz weg. — Die blühende Sprache ist auf der Bühne mehr als auffallend — sie ist lächerlich, und solche lange Monologe ermüden. Der fünfte Act wird eine Hauptveränderung erleiden.» —

Ueber den Entwurf zum Don Carlos finden sich mehrere Aeußerungen in Schillers damaligen Briefen.

»Carlos ist ein herrliches Süjet,« schrieb Schiller, »vorzüglich für mich. Vier große Charactere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann es mir jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Cothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld, und für mich, möcht' ich sagen, da ist; da ich in diesem Fache glänzender und größer erscheinen kann, als in irgend einem andern; da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte.«

»Carlos würde nichts weniger seyn, als ein politisches Stück, sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause, und die schreckliche Situation eines Vaters, der mit

seinem eigenen Sohne so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohns, der, bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt, ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert wird, müßten, denk' ich, höchst interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden.» —

»Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin; *) es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird.»

Nach dem Carlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil seyn soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß. — Wagner's

*) Schon im Jahr 1782 versuchte sich Schiller in der Semele (Werke Bd. I. S. 65.) im Jambischen Versmaße mit Glück.

Kindesmörderin *) hat rührende und interessante Züge; doch erhebt sie sich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht. Sie wirkt nicht sehr auf meine Empfindung, und hat zu viel Wasser. Um den Macbeth hat er nicht das geringste Verdienst."

Im September 1783 ging Schiller nach Manheim, und trat mit der dortigen Bühne in genauere Verbindung. Er hat seit seiner Entfernung von Stuttgart seine medicinischen Kenntnisse nie als Erwerbszweig betrachtet.

Durch die Verwendung des Freiherrn von Dalberg ward Schiller als Theaterdichter bei der Manheimer Bühne angestellt. Er stand diesem Amte mit reiner Neigung und unermüdlichem Eifer vor, wie es denn überhaupt in Schillers Character lag, sich beim Eintritte in neue Verhältnisse, sogleich mit Plänen einer vielumfassen-

*) S. dessen Theaterstücke (Frankf. 1779.) Die Idee zur Kindesmörderin gehört eigentlich Goethen. (S. dessen Wahrheit u. Dichtung. Bd. III. S. 383 — 84.)

den Wirksamkeit zu beschäftigen. Wie ernst und anhaltend er schon früher seine dramatischen Studien getrieben, sieht man sehr deutlich aus der Vorrede zur ersten Ausgabe der **Räuber**, dem Aufsatze: **Ueber das gegenwärtige deutsche Theater** *) und einem andern: **Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.** **) Schon damals betrachtete er die Bühne als »eine Schule der practischen Weisheit, als einen unfehlbaren Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. — Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen!» —

In Manheim ward Schiller zum Mitgliede

---

*) Im Würtembergischen Repertorium v. J. 1782 und späterhin in den Werken Bd. II. S. 366.

) In s. Werken Bd. II. S. 392. Dieser Aufsatz erschien unter der Aufschrift: **Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? zuerst im 1sten Heft der **Thalia**.

der damaligen churpfälzischen deutschen Gesellschaft aufgenommen. »Sehr angenehm« (schrieb er den 8. Januar 1784 an den verstorbenen Baierschen Geh. Rath und Ritter Anton von Klein) »war mir die Nachricht von meiner Aufnahme, welche ein so schöner Beweis Ihrer thätigen Freundschaft für mich ist, und es wäre meine erste Pflicht gewesen, Ihnen persönlich deßhalb zu danken — doch verzeihen Sie es einer gewissen kranken Erschöpfung, welche mir die bisherigen vielen Proben meines Fiesko zugezogen haben, und einer Ueberhäufung von den unangenehmsten Geschäften, die durch meine bisherige Zerstreuung liegen geblieben sind. Sollten Sie nur noch heute in Manheim verweilen, so habe ich vielleicht doch noch die Freude, Sie zu sehen. — Wie Ihnen der Fiesko gefallen hat, wäre ich sehr zu wissen begierig.« —

»Churpfalz,« schrieb er darüber an seinen Freund Zumsteeg, *) »ist mein Vaterland,

*) Er hat Schillern durch seine trefflichen Compositionen des Lieds an die Freude, des Ritter

denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der Churfürst ist, bin ich nationalisirt, und churfürstlich pfalzbayrischer Unterthan. — Mein Clima ist das Theater, in dem ich leb' und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicherweise mein Amt." —

Die Verbindung mit Männern, von denen Schiller kräftige Mitwirkung erwartete, weckten in ihm den Gedanken, der Manheimer Bühne durch eine dramaturgische Gesellschaft und Monatsschrift mehr Vollkommenheit zu geben.

Toggenburg, der Nadowessischen Todtenklage u. m. a. ein bleibendes Denkmal jugendlicher Freundschaft gesetzt. Sie sind theils einzeln erschienen, theils in Zumsteegs kleinen Balladen und Liedern (Leipzig 1800. 3 Hefte) gesammelt worden. Reichardt hat sich durch Schillers lyrische Gesänge mit Begleitung des Pianoforte, ein ähnliches Verdienst erworben, wiewohl es nicht zu leugnen ist, daß er die Individualität des Dichters nicht so rein aufzufassen vermochte.

»Ich weiß nicht,« schrieb Schiller an Dalberg, »welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere Herren Schauspieler — doch meyne ich nicht alle — die Convenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu heben, und guten durch schlechtes zu verderben. — Es ist das kleinste Merkmal der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memorirt. Auch diese kleine Zumuthung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden kosten, bis ich einem Perioden die bestmöglichste Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdrusse ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt. — Seit wann ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? — Gestern hab' ich das mehr, als sonst gefühlt. Cabale und Liebe war durch das nachlässige Einstudiren der mehrsten Rollen ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe, statt meines Textes, nicht selten Unsinn hören müssen.« —

Ueber die dramatische Monatsschrift äußert sich Schiller folgendermaßen: *) Meine Idee von diesem Journal wäre ohngefähr diese:

Voran ginge eine Geschichte des hiesigen Theaters, von seinem ersten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit seinen Hauptveränderungen, und dem Verdienst seiner Unternehmer.

Dann folgte eine Generalübersicht von Direction, Oekonomie, Polizei und dem gegenwärtigen herrschenden Geist bei derselben.

3) Das Personale der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihre Geschichte, Rollenfach, Debüts, und die individuelle Critik über einen jeden besonders.

4) Ein Verzeichniß der vorzüglichsten, auf dieser Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel, und die Aufnahme vom Publikum.

---

*) S. Schillers Briefe an Dalberg. Carlsruhe 1819. (S. 121.)

5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats, und die Beschließungen des Ausschusses oder Theatersenats.

6) Aufsätze über dramatische Kunst, theils von Schauspielern, theils von dem Herausgeber des Journals.

7) Preisaufgaben von der Intendanz und deren Entscheidung.

8) Für Anecdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbestimmte Punkte bliebe ein eigener Artikel, unter dem Namen Beilage oder Miscellanien, ausgesetzt.

Dieser Plan kam indeß nicht zur Ausführung. »Dalbergs und meine Ideen,« schrieb er darüber den 9. Juni 1784 an den Ritter v. Klein, »die wir kürzlich der deutschen Gesellschaft vortrugen, oder vortragen ließen, sind sehr unter unsrem Wunsche aufgenommen worden, und mit Mißvergnügen habe ich von Seiten einiger Mitglieder die Bemerkung gemacht, daß alle Institute zur Beförderung der schönen Literatur und Kunst wenig Eingang bei Männern finden, die

es unter der Würde eines Mannes halten, sich laut für etwas in diesem Fache zu erklären.« —

»Ich bekenne aufrichtig,« (heißt es in einer Stelle eines Briefs an Dalberg vom 7. Juni 1784) »daß es mir leid thut, eine Anstalt, die der hiesigen Bühne so glänzende Aussichten öffnete, durch geringe Hindernisse scheitern zu sehen. Doppelt wehe thut es mir, weil ich fühle was und wie viel ich zum Ruhm unsrer Bühne würde gethan haben.« —

Um indeß etwas den erwähnten Zweck zu leisten, unternahm Schiller im Jahr 1784 die Herausgabe einer periodischen Schrift, unter dem Titel: Rheinische Thalia. *) »Alle meine Verbindungen,« sagt er in der Ankündigung, »sind nunmehr aufgelöset. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souve-

*) Der erste Heft erschien zu Manheim 1785; vom zweiten Heft an, wurde sie fortgesetzt unter dem Titel: Thalia (Leipzig 1786 — 91 zusammen 12 Hefte.) Neue Thalia (ebendas. 1792 — 94. 4 Hefte.)

rain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.» —

Schillers Verschwörung des Fiesko war auf dem Manheimer Theater mit vieler Pracht und ausgezeichnetem Beifalle gegeben worden. Eine auffallende Verschiedenheit zeigt sich zwischen diesem Trauerspiel und den Räubern. Schillers Eintritt in die wirkliche Welt mußte, wie für seine Kenntniß der Natur, so für sein Kunststudium von wichtigen Folgen seyn. Indessen war auch dieß Trauerspiel mit den Räubern auch

wieder in mancher Hinsicht sehr verwandt. Schiller hatte sich selbst in die Welt, die er betrat, mitgebracht, und es ist ein characteristischer Zug seiner dramatischen Jugendperiode, daß er am liebsten bei dem Kampfe der freien Menschheit, bald mit dem Schicksal, bald mit dem Staate und seinen Conventionen verweilte.

Daß er sich indeß sowohl beim Fiesko, als auch bei seiner Cabale und Liebe *) mehr vom Nachdenken leiten ließ, und sich strenger an die Regeln der dramatischen Kunst hielt, erhellt aus folgender Stelle der Vorrede zum Fiesko:

»Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgische

*) „Meine Cabale und Liebe," schrieb Schiller, „ist in der Gothaer Zeitung so obenhin recensirt worden — gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leser." — Das genannte Stück ist in mehrere Sprachen übersetzt worden, unter andern in's Englische von J. J. K. Timäus. Leipzig 1795.

Dramaturgist entschuldigen, wenn sie mir geglückt sind; sind sie das nicht, so will ich doch lieber meine Phantasien, als Facta, verdorben haben. Die wahre Catastrophe des Stücks, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziel seiner Wünsche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden, denn die Natur des Drama's duldet den Finger des Ungefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Es sollte mich sehr wundern, warum noch kein tragischer Dichter in diesem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genug in eben dieser undramatischen Wendung fände. Höhere Geister sehen die zarten Spinnenweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen, wo der Mensch nichts, als das in freien Lüften schwebende Factum sieht. Aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er belehren will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt. — Aber so merkwürdig sich auch das unglückliche Project

des Fiesko in der Geschichte gemacht hat, so leicht kann es doch diese Wirkung auf dem Schauplatze verfehlen. Wenn es wahr ist, daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte, deucht mich, der politische Held in eben dem Grade kein Subject für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hintansetzen muß, um der politische Held zu seyn. Es stand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth einzuhauchen, welche durch das lautere Product der Begeisterung herrscht, aber die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen, und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den staatsklugen Kopf zu verwickeln, und von der erfinderischen Intrigue Situationen für die Menschheit zu entlehnen — das stand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter, als mit dem Cabinett, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden.« —

Auch mit dem Lesen ausländischer Classiker beschäftigte sich Schiller damals. »Ich habe,« schrieb er, »meine Zeit zwischen eigenen Arbeiten und französischer Lectüre getheilt. Für's erste erweitert dieß überhaupt meine dramatische Kenntniß und bereichert meine Phantasie; für's andere hoffe ich dadurch zwischen zwey Extremen, Englischem und Französischem Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen. — Auch nähre ich insgeheim eine kleine Hoffnung, der deutschen Bühne durch Versetzung der classischen Stücke Corneilles, Racine's, Crebillon's und Voltaire's auf unserm Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen.« —

Zu den dramatischen Plänen, die Schillern damals beschäftigten, gehörte die Geschichte Conradins von Schwaben und ein zweiter Theil der Räuber. Die Idee, Shakespear's Macbeth und Timon für die Bühne zu bearbeiten, kam nicht zur Ausführung, *) weil er

*) Das erstgenannte Trauerspiel bearbeitete er späterhin in Weimar für das dortige Hoftheater.

sich für den Carlos bestimmte, und einige Scenen davon im ersten Hefte der Thalia einrücken ließ. Durch die Vorlesung dieser Scenen an dem Landgräflich Hessen = Darmstädtischen Hofe, wurde Schiller mit dem dabei gegenwärtigen, regierenden Großherzoge von Sachsen = Weimar bekannt, und der Titel eines Raths, den Schiller von ihm empfing, war gewiß eine hohe Auszeichnung von einem mit den Musen innigst vertrauten Fürsten.

Schiller lieferte in dieser Periode auch mehrere lyrische Gedichte, die er theils in die Thalia, theils in Stäudlin's Anthologie und Armbrusters Chronik einrücken ließ. So unter andern die Schlacht, die Kindesmörderin, die Gruppe aus dem Tartarus, und ganz vorzüglich die Gedichte an Laura. *) Mit glühender Begeisterung versetzt er sich in diesen Liedern aus der Körper = und Sinnenwelt in das Reich des Unsichtbaren, Unkörperlichen; er

*) Sie war eine Tochter des Kammerraths und Buchhändlers Schwan in Manheim.

feiert gleichsam einen Triumph, daß nun beides, Körperliches und Unkörperliches eins geworden ist.

Dieselbe Idee ist auch das leitende Princip in den um diese Zeit geschriebenen philosophischen Briefen von Julius und Raphael. Es spricht sich hier das ganze Verhältniß von Schillers innerm Leben aus, sein heißer, ungestillter Drang, den Unterschied zwischen Stoff und Geist, Sinnlichem und Uebersinnlichem, folglich auch zwischen Innen- und Aussenwelt aufzuheben.

Je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und Gewißheit. Von jenem werden wir zu diesen geführt, und folgen dem Forscher von den ersten Momenten einer kindlich dumpfen Betäubung bis zu dem wankenden Glauben, von diesem bis zur Ueberzeugung: »Glaube Niemand als deiner eignen Vernunft; es gibt nichts Heiliges als die Wahrheit.« Wir sehen, wie er anfangs die Wahrheit durch Gefühl zu fesseln meint, und endlich keine Rettung und keinen Trost findet, als in sich selbst und seiner Vernunft — sehen, wie er aus dem

Dogmatismus in den Materialismus geworfen wird, wie er sich sträubt gegen den Gedanken: »daß seine Glückseligkeit dem harmonischen Tact seines Sensoriums anvertraut sey, daß seine Ueberzeugung mit seinem Aderschlage wanken könne," wie er durch alle Irrgewinde des Spinozismus sich ängstet, wie sein Herz die trostlose Lehre aufgibt, schwärmerisch lieber in die Arme des Supernaturalismus flüchtet, und nur beruhigt wird, wo — Vernunft und Glaube sich umarmen, wie sich aus Fingerzeigen schließen läßt, da diese Briefe leider Fragment geblieben sind.

Zweite Periode.

1785 bis 1789.

Diesem Zeitraum, den Schiller, theils in Leipzig und Dresden, theils in Weimar verlebte, gehört als Hauptwerk Don Carlos an. Wie sich in diesem Trauerspiel des Mannes gereifte Weltansicht mit dem jugendlichen Feuer vereinigt, das in seinen frühern dramatischen Producten wild und fessellos umhersprüht, so weichen auch seine Gedichte und kleinern prosaischen Schriften in dieser Periode sehr deutlich von den frühern ab.

Allgemein geliebt und geachtet, hatte Schiller in Manheim sehr heitere Tage verlebt. Es fehlte ihm nicht an Freunden, die ihm seinen dortigen Aufenthalt auf alle Weise angenehm zu machen suchten. Selbst auswärtige Personen suchten ihm ihre Achtung und freundliche Theilnahme in Briefen zu bethätigen.

»Vor einigen Tagen,« schrieb Schiller unter andern an Dalberg, »ist mir eine sehr schmeichelhafte und angenehme Ueberraschung widerfahren. — Mir wurden aus Leipzig von vier unbekannten Personen Pakete und Briefe geschickt, die voll Enthusiasmus für mich geschrieben waren, und von Dichteranbetung überflossen. Sie wurden von vier kleinen Porträten begleitet, worunter zwei sehr schöne Frauenzimmer sind, und einer Brieftasche, die mit dem besten Geschmack gestickt ist. Ein solches Geschenk von Menschen, die dabei kein anderes Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind, und mir für einige frohe Stunden danken, war mir äusserst werth, und der lauteste Beifall der Welt hätte mir kaum so angenehm geschmeichelt.« —

Schiller sehnte sich indeß nach einem erweiterten Wirkungskreise. Mehrere seiner damaligen Briefe schildern sehr deutlich die Unzufriedenheit mit seiner Lage. Er beschloß nach Leipzig zu gehen und schrieb kurz zuvor an seinen dortigen Freund, den zu früh verstorbenen Huber.

»Das ist also vermuthlich der letzte Brief, den ich Ihnen aus Manheim schreibe. Die Zwischenzeit vom 15. März bis heute hat sich für mich, wie eine Criminalacte, ausgedehnt, und — Gottlob! nun bin ich Ihnen um ganzer zehn Tage näher. — Und nun, mein Bester, einmal haben Sie sich doch meine ganze Vertraulichkeit auf den Nacken geladen, gönnen Sie mir also die Freude, Sie in's Innere meiner häuslichen Wünsche zu führen.« —

Ich bin Willens bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Manheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser, meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaction durchzuführen, als meine Wirthschaft, und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen ideali=

schen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt.» —

»Für's andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichts bedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl. tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen seyn, bis ich ihn habe.» —

»Sehen Sie, mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf unsres Lebens. Ich kenne mich besser, als vielleicht tausend andrer Mütter Söhne sich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu seyn. Es frägt sich also: kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen?» —

»Wenn es möglich ist, daß ich Eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen andern zu schikken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hie und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. — Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu wege bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist Alles in Richtigkeit.« —

»Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer seyn kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Commode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha; dann ein Tisch und einige Sessel. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr.« —

»Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durch-

aus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die Table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste.» —

»Ich schreibe Ihnen das Alles, liebster Freund, um Sie auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt.» —

»Den ersten Theil der Thalia werden Sie nunmehr haben, und das Urtheil über den Carlos wird bereits ausgesprochen seyn. Doch ich will es mündlich empfangen. Hätten wir fünf uns nicht gekannt, wer weiß, ob Sie meine Bekanntschaft nicht bei Gelegenheit des Carlos gemacht hätten.» —

Im März des Jahres 1785 kam Schiller in Leipzig an, und verlebte dort in einem Cirkel erwählter Freunde, zu denen vorzüglich der vorhin erwähnte Huber gehörte, glückliche Tage. In dem nahgelegenen Gohlis, wo er einige Monate des Sommers zubrachte, lernte er Göschen und den leider zu früh verstorbenen Roman- und Lustspieldichter Jünger kennen. Auch der geistreiche Moritz gedenkt in seinem Anton Reiser *) einer damaligen traulichen Unterhaltung mit Schillern. Das bekannte Lied an die Freude **) wurde in jener Zeit gedichtet.

*) (K. Ph. Moritz) Anton Reiser, ein psychologischer Roman. Berlin 1785 — 90. 4 Theile. Einen fünften Band, als Beitrag zu Moritzens Lebensgeschichte, gab K. F. Klisching heraus. (Berlin 1794).

**) Wir besitzen von diesem Liede zwei lateinische Uebersetzungen im Versmaße des Originals, von Füglistaller und von Röller. Die erste erschien einzeln (Berlin 1809) die zweite zugleich mit einer englischen Uebersetzung in gleichem Versmaaß vom Professor Beresford. (Berlin 1810.)

Zu Ende des Sommers 1785 ging Schiller nach Dresden. Er blieb dort bis zum Juli 1787 und hielt sich, bald in der genannten Stadt, bald in dem nahegelegenen Löschwitz, im Hause des Apellationsrath Körner *) auf.

Don Carlos wurde hier nicht blos geendigt, sondern völlig umgestaltet. Es zeigen sich in dieser Tragödie, die Schiller, nach Lessing's Beispiel im Nathan, in Jamben schrieb, nur wenig Spuren von jenem wilden Feuer einer ungezügelten Phantasie, das seine frühern dramatischen Producte characterisirt. Ein milderes Colorit ist über das Ganze verbreitet, und nur der furchtbare Schluß erinnert vielleicht noch an den ehemaligen Schiller.

»Es kann mir begegnet seyn," sagt er in Betreff dieses Stücks, »daß ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in

*) Wir verdanken ihm die Nachrichten von Schillers Leben vor dem 1sten Bande der Werke. Tübingen 1812.

den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Aeußerungen darüber im ersten Stück der Thalia mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, da ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieß Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm an Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünf-

ten Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Acte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen — ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen, oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte.» —

»Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieser Plan z. B. foderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.» — *)

---

*) S. d. Briefe über Don Carlos (in Sch. Werk. Bd. IV. S. 479.)

Merkwürdig ist Wielands Urtheil *) in einem Briefe vom 8. März 1785 über die im ersten Hefte der Thalia mitgetheilten Probescenen des Don Carlos. Ihm war freilich, wie er selbst gesteht, »das dramatische Fach niemals innerer Beruf, noch besonderes Studium,« und dieß mag die Härte, ja Unbilligkeit seines Urtheils entschuldigen.

»Ich hege,« sagt er, »keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Hr. Schiller, und habe auch in diesen ersten Scenen seines Don Carlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin bestärkt haben. Soll ich aber aufrichtig gestehen, was das Resultat einer aufmerksamen Prüfung seiner Arbeit bei mir gewesen ist, so glaube ich, daß er seine, noch immer zu feurige, und zum Ausschweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Vorübungen, z. B.

*) Wir theilen es hier nur auszugsweise mit, und bitten das Weitere in der Schrift: C. M. Wieland, geschildert von J. G. Gruber. Leipz. u. Altenburg 1816 (Bd. II. S. 571 — 78) nachzulesen.

durch Bearbeitung eines oder mehrerer Süjets aus den alten heroischen Zeiten, noch mehr zu bändigen suchen, die Kunst der Tragödie noch mehr aus den Werken der Griechischen und Französischen Meister studiren, sich um eine nicht blos dichterische, sondern exacte philosophische Theorie der menschlichen Natur bewerben, und mit Einem Worte, die Zeit der Reife seines Geistes erwarten sollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfasser der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstossen.» —

»Ich kann mich irren, aber wenigstens spreche ich nach meiner innigsten Ueberzeugung, wenn ich sage, daß ich weder die Charactere richtig gezeichnet, noch die Leidenschaften mit Wahrheit dargestellt finde; daß ich, auch dann, wenn ich zugeben könnte, daß es einem Tragödienschreiber, der seine Personen aus dem sechszehnten Jahrhundert und dem Hofe König Philipp II. nimmt, erlaubt sey, sie in idealische Phan-

tasiegeschöpfe zu verwandeln, doch die psychologische Wahrheit nicht selten an ihnen vermisse, ohne welche sie allenfalls, wenn man will, schöne Carrikaturen seyn mögen, aber doch immer nur Carrikaturen sind; daß ich ziemlich häufig auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen bin, die, meinem Gefühl nach, bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich u. s. w. sind.» —

»Ich sehe, was Hr. Schiller thun wollte — ich sehe auch, daß es ihm hier und da gelungen ist: aber im Ganzen sehe ich doch in der Arbeit, wie er die Gesinnungen und Leidenschaften dieses Prinzen ausdrückt, mehr einen Giganten, als einen Helden, mehr einen Wilden, der nie ein anderes Gesetz kannte, als die rohe Natur, als einen Prinzen, der von einem Carl dem Fünften seine erste Bildung erhalten hatte.» —

»Ueber den Character des Rodrigo und die Schlußscene dieses Acts zwischen ihm und dem Prinzen wäre vieles zu sagen; ich erinnere hier nur dieß einzige: wenn die Anecdote, an die ihn

der Prinz S. 126 (der Thalia) wieder erinnert, wahr ist; wenn Rodrigo zugeben und zusehen konnte, daß Don Carlos um seinetwillen so schimpflich und unmenschlich mißhandelt wurde, so war Rodrigo der elendeste unter allen Nichtswürdigen, die jemals unverdienterweise Athem geholt haben; und es braucht nichts, als diesen einzigen Characterzug, um ihn den Zuschauern durch das ganze Stück unerträglich zu machen. — Im Vorbeigehen bemerke ich noch, daß der spanische Name Rodrigo die mittlere Sylbe schlechterdings lang haben muß, und daß man eben so wenig (wie Hr. S. durchgehends thut) Rodrigo (— ◡◡) als Henricus (— ◡◡) oder Polonus (— ◡◡) sagen kann.» —

»Hr. Schillers größter Fehler ist — ein Fehler, um den ihn mancher deutsche Schriftsteller zu beneiden Ursache hat — ist wirklich nur, daß er noch zu reich ist, zu viel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist, und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungs-

kraft und seinen Witz gemacht hat. Sein allzugroßer Ueberfluß zeigt sich auch in der Länge der Scenen; ich erschrecke, wenn ich überrechne, wie groß sein ganzes Stück werden, und wie lang es spielen muß, da der erste Act schon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wenn es genug ist, und aufhören können, auch das ist schon eine große Kunst. Das größte Stück des Sophokles hat kaum so viel Verse, als Hr. Schillers erster Act. — Uebrigens überlasse ich mich mit Vergnügen der Hoffnung, daß er durch gehörige Ausbildung seiner glücklichen Anlagen sich der Aufmunterungen des Publikums immer würdiger erweisen werde.» —

Bei Gelegenheit des Don Carlos verdient vielleicht folgende Anecdote hier angeführt zu werden.

Die ersten Acte dieses Trauerspiels, das Schiller, wie früher erwähnt worden, größtentheils im Hause des Appellationsraths Körner zu

Löschwitz schrieb, wurden bereits bei Göschen in Leipzig gedruckt. Der Dichter, den die Vollendung des Werkes drängte, sah sich genöthigt, von einer Landfahrt, die die Körnerische Familie an einem schönen Herbsttage machte, zurückzubleiben. Unglücklicher Weise aber hatte die Frau Appellationsräthin, in der Meinung, Schiller fahre mit, alle Schränke und den Keller zuschließen lassen. Schiller sah sich ohne Speise und Trank, ja sogar ohne Holz, und machte, doppelt entrüstet über das Plätschern der Wäsche unter seinem Fenster, ein höchst drolliges Gedicht. Hier nur einige Verse als Probe:

„Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
 Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich, mich führt das Flügelthier
 Zu König Philipps Hofe.

Ich eile durch die Gallerie
 Mit schnellem Schritt, belausche
Dort die Prinzessin Eboli
 Im süßen Liebesrausche.

Schon ruft das schöne Weib: Triumpf!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle u. s. w." *)

Schiller widmete sich während seines Aufenthalts in Dresden, außer der Dichtkunst auch der Geschichte. Die Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp II. Er fing an dazu Materialien zu sammeln, allein das Werk blieb unvollendet. Der erste Band erschien zu Leipzig 1788. Auch von einem andern Werke: Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen hatte er ein Jahr früher nur den ersten Theil herausgegeben, der nur wenig von Schillern selbst enthält.

---

*) Dieß Gedicht befindet sich unter der Aufschrift: „Unterthänigstes Promemorie an die Wohledle Waschdeputation von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter zu Löschwitz," im 10ten Bande d. Wiener Ausgabe v. Schillers Werken.

Es war in jener Zeit der Wunsch in ihm rege geworden, sich durch irgend eine Thätigkeit außerhalb dem Gebiete der Dichtkunst eine unabhängige Existenz zu gründen. Nach einigem Schwanken zwischen Medicin und Geschichte, entschied sich Schiller für die letztere.

Theils mit historischen Studien, theils mit der Fortsetzung der Thalia beschäftigt, lieferte er in dieser Periode nur wenig poetische Producte. Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind und einige deren vorhandene Scenen fallen in diese Zeit. Sie erschienen zuerst im 11ten Stück der Thalia. »Die hier eingerückten Scenen, sagt Schiller daselbst in einer Note, sind Bruchstücke eines Trauerspiels, welches schon vor mehrern Jahren angefangen wurde, aber aus verschiedenen Ursachen unvollendet bleibt. Vielleicht dürfte die Geschichte dieses Menschenfeindes und dieses ganze Charactergemälde dem Publikum einmal in einer andern Form vorgelegt werden, welche diesem Gegenstand günstiger ist, als die dramatische.« — Die Ueberschrift in

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

der Thalia: der versöhnte Menschenfeind gibt uns einigen Aufschluß über den Plan. Rosenberg sollte, wie sich ein achtungswerther Freund Schillers aus damaligen Unterredungen mit dem Verfasser erinnert, nach hartnäckigem Widerstande endlich siegen, und die Erscheinungen einiger Menschenfeinde anderer Art waren bestimmt, diesen Erfolg zu begünstigen.

Unter Schillers kleinern Gedichten verdient die bekannte Resignation und die Freigeisterey der Leidenschaft *) vorzüglich erwähnt zu werden.

Der Eindruck, den eine der ersten Schönheiten in Dresden, Fräulein von A... auf ihn machte, und der leidenschaftliche Zustand, in den er sich versetzt fühlte, gab die Veranlassung zur Freigeisterey der Leidenschaft. Wenn man übrigens ihn damals in Dresden für einen

*) Sie hat (späterhin der Kampf genannt) durch Abkürzungen viel von ihrem individuellen Character verloren.

Freigeist, oder auch wohl für einen heimlichen Anhänger des Katholicismus hielt, so geschah dieß gewiß von Personen, die weder seine Verhältnisse, noch ihn selbst kannten. Ein Freidenker mochte er nach seinem eigenen Geständniß wohl seyn. »Scepticismus und Freidenkerey, sagt er selbst in den philosophischen Briefen, *) sind di Fieberparoxismen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Auffoderung zur Ueberzeugung und zu fester Gewißheit.» — Dem Katholicismus war Schiller unstreitig nie ergeben, wenn er gleich das Feyerliche, das in dem Ritual der katholischen Kirche herrscht, in seinen dramatischen Werken öfters anbrachte.

*) In Sch. Werken. Bd. IV. S. 435.

Die Tage widmete Schiller in Dresden größtentheils den Freuden der Natur, die ihm die schönen Gegenden an der Elbe reichlich darboten. Eine seiner liebsten Vergnügungen war es, auf einer Gondel den Strom hinabzufahren, und es verdient als ein characteristischer Zug bemerkt zu werden, daß er es gerade bei einem Gewitter, wenn der Strom sich schäumend erhob und die ganze Natur im Kampfe schien, am liebsten that.

Die übrige Zeit des Tages gehörte dem geselligen Leben an, und erst, wenn die Nacht einbrach, setzte er sich an sein Pult und schrieb. Die schlaflosen Nächte machten indeß seinen Körper siech, und seine Kränklichkeit nahm in Dresden ihren Anfang.

Die seltsamen Gerüchte von dem Grafen Cagliostro, der sich damals in Frankreich aufhielt, machten wahrscheinlich bei Schillern die Idee zum Geisterseher *) rege. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zum Grunde.

---

*) Leipzig 1789. fortgesetzt von X. Y. Z. (E. F. Follenius.) ebend. 1796 — 97. 2 Bde.

Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte wohl nur auch in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Wäre das Werk vollendet, so hätte es wahrscheinlich die Vorzüge des Märchens und des psychologischen Romans in sich vereinigt. Die wahrscheinlichste Ursache, warum es unbeendigt blieb, ist wohl diese. Aus den Anfragen, die Schiller von mehrern Seiten erhielt, schien hervorzugehen, als habe er blos die Neugierde des Publikums auf den Gegenstand lenken wollen. Sein Zweck scheint indeß, wie man sehr deutlich im Fortgang der Geschichte sieht, eine höhere Wirkung gewesen zu seyn.

Im Jahr 1787 ging Schiller nach Weimar und schrieb von da an einen seiner Jugendfreunde, Hr. M... in Ludwigsburg: »Ich bin nun, wonach ich mich so oft gesehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein vortrefflicher Fürst, ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften. — Du kennst die Männer, auf welche Deutschland stolz seyn kann — einen Herder, Wieland und andere,

und Eine Mauer umschließt mich jetzt mit ihnen. Wie vieles Treffliche hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten.“ —

Von Wieland und Herder (Goethe war damals in Italien) wurde Schiller mit vielem Wohlwollen und herzlicher Theilnahme empfangen. Vorzüglich wirkte Wielands väterliche Zuneigung auf Schillers Empfänglichkeit. „Wir werden schöne Stunden haben,“ heißt es in einer Stelle seiner damaligen Briefe, „Wieland ist jung, wenn er liebt.“ —

„Horazens Briefe von Wieland,“ schrieb Schiller damals, „habe ich mit wahrem Vergnügen gelesen. Welche helle und reine Philosophie in die feinste Sprache und die witzigste, delicateste Satyre gekleidet! Die Uebersetzung ist vortrefflich, und, was nicht wenig ist, deutsch, wie eine nationelle Schrift.“ —

Wieland foderte Schillern zu einer fortgesetzten Theilnahme am deutschen Merkur

auf, und zwar um so lieber, weil er dadurch seiner Zeitschrift eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben hoffte. Schiller lieferte die Götter Griechenlands*) die Künstler, ein Fragment der Niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos, und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789. **)

Noch im Jahr 1787 erhielt Schiller von der Frau Geheimen Räthin von Wollzogen zu Bauerbach, die ihn, nach seiner Entfernung von Stuttgart so gütig aufgenommen hatte, eine Einladung. Er ging dorthin, verweilte nebenbei in Rudolstadt und sah dort zuerst seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld.

---

*) Solbrig hat dieses Gedicht, mit mythologischen Erklärungen begleitet, zum Behuf der Declamation herausgegeben. (Leipzig 1804.)

**) Sie gehören, durch Beiträge von Goethe, Herder, Kant, Reinhold u. a. m. unterstützt, unstreitig zu den reichhaltigsten.

Einige Wochen nach der Zurückkunft von dieser Reise, schrieb Schiller an einen Freund: »Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger Empfindungen mich für die Freude stimmt, und mein erstarrtes Wesen wieder erwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter, fremder Mensch in der Welt herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt.« —

Auf eine ähnliche Weise hatte sich Schiller schon einige Jahre früher in einem Briefe an Zumsteeg, der ihm seine Vermählung angezeigt hatte, ausgesprochen: »An eine Person, die

mit uns Freuden und Leiden theilt, die unsern Gefühlen entgegenkommt, und sich so innig, so biegsam in unsere Launen schmiegt, gekettet zu seyn — an ihrer Brust unsern Geist von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen, und unbändigen Leidenschaften abzuspannen — und alle Bitterkeiten des Glücks im Genusse der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens.» —

Schiller ging im folgenden Jahre wieder nach Rudolstadt zurück. Er wohnte vom May bis zum November theils in dem genannten Orte, theils in dem nahegelegenen Flecken Volksstädt. In Rudolstadt selbst war die Familie der Frau von Lengefeld fast sein täglicher Umgang. »Mein Abzug aus Rudolstadt,« schrieb er im November 1788, »ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage verlebt, und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet.» —

Während seines Aufenthalts in Rudolstadt besuchte Schiller auch das Stammhaus der Gra-

fen von Schwarzburg und die Ruinen des Klosters Paulin Zelle. In das Buch, das den Fremden, die sich zur Zeit des Vogelschießens in Rudolstadt aufhalten und gewöhnlich im Gasthofe unweit der Schwarzburg einkehren, zum Einzeichnen ihrer Namen präsentirt wird, schrieb auch Schiller den seinigen nebst folgenden Versen:

„Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich, freundliche Natur — ja dich!" —

In Rudolstadt war es auch, wo Schiller zum erstenmale Goethen sah. Seine Erwartung war auf's höchste gespannt, theils durch die frühere Eindrücke, die Goethens Werke auf ihn gemacht hatten, theils durch die Berichte, die er über seine Persönlichkeit in Weimar vernommen hatte. Goethe war eben von seiner Reise durch Italien zurückgekehrt, über die er sich in einer zahlreichen Gesellschaft heiter und mittheilend äußerte. Seine Ruhe und Unbefangenheit hatte indeß für Schillern, der im Bewußtseyn eines

rastlosen, unbefriedigten Strebens ihm gegenüber saß, etwas Unbehagliches.

»Im Ganzen genommen," schrieb er bald darauf, »ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Zusammenkunft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interressant ist, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." *)

Durch Goethen ward Schiller auch der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar vorgestellt. Schiller fühlte sich von der huldreichen Aufnahme, die er hier fand, begeistert. »Unbeschreiblich glück-

*) Man vergleiche Goethe zur Naturwissenschaft Bd. I. Heft 1. und den Auszug im Morgenblatte (1817. No. 216)

lich bin ich," schrieb er an einen Freund, »wenn anders die Bekanntschaft mit den Großen der Erde ein Glück zu nennen ist. Doch ich habe ja nicht große, ich habe weise und gute Menschen gesehen; ich habe gefunden, daß Künste und Wissenschaften, Weisheit und Tugend auch von den Thronen herab Kenner und Verehrer finden. Die Herzogin Amalia — du kennst sie gewiß, die geistvolle Dame und gepriesene Regentin — ich habe sie gesehen, habe mich mit ihr unterhalten dürfen, und räthst du wohl, wer mir zu ihr den Zutritt verschaffte? — Goethe war es. Kopfschüttelnd stehst du da, und ich gebe deinem Kopfschütteln meinen Beifall; denn es lehrt mich, künftig nie über Menschen rasch und nach gefaßten Vorurtheilen zu richten. Goethe ist wahrlich ein guter Mensch, und mag er auch manches gegen sich haben, so kommt dieses doch nicht aus ihm selbst." —

Schiller hatte sich in seiner guten Meinung, die er von Goethen hatte, nicht geirrt. Denn dieser zeigte sehr bald, daß er keine Gelegenheit

versäumte, sich für Schillern thätig zu verwenden und ihm einen seiner würdigen Wirkungskreis anzuweisen. Schillers Abfall der Niederlande versprach viel von ihm für den Vortrag der Geschichte, und da der Professor Eichhorn damals Jena verließ, so rückte Schiller, durch Goethens und des verstorbenen Geheimenraths von Voigt Verwendung, in dessen Stelle ein.

Mit Schillers Aufenthalt in Jena, der großentheils historischen und philosophischen Studien angehört, beginnt eine neue Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit, zu der die nachfolgenden Bemerkungen als Einleitung und nähere Bestimmung dienen mögen.

Theilnahme an Menschen und Menschenschicksal ist das allgemeine Interesse, auf dem die Geschichte beruht. Wenn indeß der gewöhnliche Mensch öfters nur eine müßige Neugier dadurch zu stillen wünscht, so hält dagegen der dramatische Dichter stets den Gesichtspunkt fest, jede Begebenheit in ihrem Zusammenhange mit den übrigen zu betrachten. Seine Ansicht wird dadurch

nicht bloß historisch, sondern welthistorisch; er erhebt das Aggregat der Geschichte zu einem vernunftmäßigen Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüthes, und diese Einheit ist die Ursache, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, bei dem Zusammentreffen ähnlicher Umstände von Außen, in den neuesten Zeiten wiederkehren.

Je öfter und mit je glücklicherem Erfolge er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an sich dem blinden Ungefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen als passendes Glied anzureihen.

Indem aber die Geschichte genau andeutet, wie sich die Kräfte des Menschen in jedem einzelnen Zeitraume entwickeln, stellt sie zugleich den

wahren Maaßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert verfälschte.

Durch dieß Alles bildet sich allmälig ein Ideal der Menschheit in seiner Seele aus, und hier haben wir den höhern Standpunkt auf welchen Schiller sich stellte, und bei dem fast Zug für Zug die Characterzeichnung seines Marquis Posa auf ihn selbst anwendbar ist.

Mit offenen Sinnen, frischer Jugendkraft, mit dem Drange des Genius in das weite Universum hingestellt, sieht er den Menschen im Großen wie im Kleinen handeln. Er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht, verarbeitet. Er erblickt den Menschen unter verschiedenen Himmelsstrichen, in verschiedenen Verfassungen und Graden der Bildung, auf verschiedenen Stufen des Glückes. So bildet sich in ihm allmälig eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Men-

schen im Großen und Ganzen, gegen die jedes einengende, kleinere Verhältniß verschwindet. An die Stelle eines Individuums (Raphael) tritt bei ihm nun das ganze Geschlecht, ein vorübergehender jugendlicher Affect erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem leidenschaftlichen Enthusiasten ist ein besonnener, thätig handelnder Mann geworden. Dunkle Träume und Ahnungen sind zu klaren Begriffen umgestaltet, ein allgemeiner unbestimmter Drang zu wirken hat sich in eine zweckmäßige Thätigkeit verwandelt. Der Geist der Völker wird von ihm erforscht, ihre Kräfte ihre Hülfsmittel erwogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form.

Beschäftigt mit kühnen und weitumfassenden Entwürfen, durchdrungen von den großen begeisternden Ideen menschlicher Kraft und Würde, und feuriger für das Wohl dieses großen Ganzen entzündet, das sich ihm in so vielen Individuen

vergegenwärtigt hatte — so kommt er jetzt von der großen Erndte zurück, glühend vor Sehnsucht, einen Platz zu finden, wo er diese Ideale realisiren, und von seinen gesammelten Schätzen einen würdigen Gebrauch machen könne. Eine solche Laufbahn eröffnete sich Schillern in Jena, und sie möge einen neuen Abschnitt in des Dichters Leben bilden.

Dritte Periode.

1789 — 1799.

»Fruchtbar und weitumfassend,« sagt Schiller in seiner academischen Antrittsrede, *) welche er zu Jena im Jahr 1789 vor einer sehr zahlreichen Versammlung hielt, »ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung begleitet sie ihn — von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen allen, dem nicht die Geschichte etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung

*) Was heißt und zu welchem Zweck studirt man Universalgeschichte (in Sch. Werken Bd. VII.)

verknüpfen sich irgendwo mit derselben, aber Eine Bestimmung theilen Sie alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte!" —

Dem Studium derselben widmete sich Schiller damals mit vielem Eifer. »Du glaubst kaum," schrieb er an einen Freund, »wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer, unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt." —

Eine spätere Aeußerung über den historischen Styl war folgende. »Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interressiren. Wir Neuern haben ein Interesse in unsrer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat

und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz andres Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente, (und was ist die wichtigste Nation anders) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.» —

Zu den historischen Werken, die Schiller in dieser Periode herausgab, gehören seine Sammlung merkwürdiger Memoires vom 12ten Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten (1790) und seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges (1791).

»Sie hat,« sagt Wieland *) »so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfang unsrer Sprache Personen gibt, die auf einigen Grad von Cultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl, als in derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiete der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkt seiner Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt, einen Versuch, der bereits alles, was unsere Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückließ, und natürlicher Weise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig ist, den Wunsch erregen mußte, daß ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so

---

*) In d. Vorrede zur Gesch. d. 30jährigen Krieges. Leipzig 1791. 3 Bde. 12.

entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon emporzuarbeiten, gezeigt hatte, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsres Vaterlandes widmen möchte." —

Schiller verlebte die ersten Jahre seines Aufenthalts in Jena in einer sehr heitern Stimmung, welche durch den vertrauten Umgang mit Paulus, Schütz, Hufland und Reinhold veranlaßt wurde. Den größten Theil des Sommers brachte er in seinem, unfern von dem Wesselhöft'schen Hause gelegenen Garten zu, in dem sich damals die Expedition der Allgem. Literaturzeitung befand. Der erwähnte Garten liegt vom Jenaischen Marktplatze an gerechnet, südwestlich bei der Stadt, zwischen dem Engelgatter und dem Neuthore, an einer Schlucht, durch welche sich ein Theil des Leutrabachs um die Stadt zieht. *) Auf der Höhe des Berges, von

*) S. Güldenapfels Literar. Museum für die Großh. Sächs. Lande. Jena 1816. Bd. I. S. 534. Jetzt

dem man eine sehr schöne Aussicht in das Saalthal, so wie die Tannengebirge des nahen Forstes hat, erbaute sich Schiller ein kleines Häuschen mit einem einzigen Zimmer. Es war sein Lieblingsaufenthalt, wenn er sich im Garten befand, und ein großer Theil seiner damaligen Producte wurde dort gedichtet. *) Im Winter wohnte er, ebenfalls abgesondert vom Gewühl der Menschen, im Griesbach'schen Hause, hinten hinaus am Stadtgraben.

Durch die Bekanntschaft mit Reinhold war Schiller sehr natürlich auf die Kantische Philosophie aufmerksam geworden. Wir verdanken dem Studium derselben die Aufsätze über tragische Kunst, über das Erhabene, Pathetische, über Anmuth und Würde, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, die Gedan-

---

heißt er wegen des dort eingerichteten Observatoriums der Garten der Sternwarte.

*) Dieß Häuschen ist vor einigen Jahren, da es bereits sehr baufällig war, niedergerissen worden.

ken über den Gebrauch des Niedrigen und Gemeinen in der Kunst, die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und die Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung. *)

Es findet sich hinsichtlich dieser Abhandlungen eine merkwürdige Aeußerung Goethes. »Schiller,« sagt er, »predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Ueberzeugung behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite hartnäkkig und eigensinnig, die Vorzüge der griechischen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkömmlichen Poesie nicht allein hervorhob,

*) In Sch. Werken Bd. VIII. Man vergl. Jean Pauls Vorschule der Aesthetik. Abth. 1. S. 118.

sondern sogar ausschließlich diese Weise für die einzig rechte und wünschenswerthe gelten ließ, so ward er zu schärferm Nachdenken genöthigt, und eben diesem Conflict verdanken wir die Aufsätze über naive und sentimentale Poesie. Beide Dichtungsweisen sollten sich bequemen, einander gegenüberstehend, sich wechselsweise gleichen Rang zu vergönnen. — Schiller legte hiedurch den ersten Grund zur ganzen neuen Aesthetik, denn hellenisch und romantisch, und was sonst noch für Synonymen möchten aufgefunden werden, lassen sich alle dorthin zurückführen, wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung die Rede war.» *)

»Einige sind der Meinung,» sagt Fr. Schlegel **) das Studium der Geschichte sey Schillern schädlich gewesen, auch für seine Kunst. Allein in Zweifeln befangen war er schon früher;

---

*) Zur Naturgesch. u. Morphologie. Bd. I. Heft 2. S. 107 u. f.

**) In s. Gesch. d. alten u. neuen Literatur. Wien 1815. Bd. II. S. 516.

und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger, als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers eher zu loben, als zu tadeln seyn. —— Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernster sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren." —

Schillers poetische Producte in dieser Periode seines Lebens waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte sowohl in Ansehung der Form als des Inhalts zeigten sich deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern. Seine historischen und philosophischen Studien scheinen ihn damals der Dichtkunst ent-

zogen zu haben, denn in den Jahren 1790 bis 1794 wurde kein einziges Originalgedicht fertig. Nur die Uebersetzungen aus Virgils Aeneis fallen in diese Zeit. Bürger war damals nach Weimar gekommen, und beide Dichter nahmen sich vor, dasselbe Stück im Virgil, jeder in einem selbstgewählten Versmaße zu übersetzen.

Das Studium der Griechen, das damals für Schillern sehr anziehend war, veranlaßte auch die Uebersetzung der Iphigenia in Aulis und einiger Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides. Der Agamemnon des Aeschylus sollte nachfolgen, allein die Bearbeitung dieses Stückes unterblieb.

Unter mehrern Planen, die Schiller damals zu künftigen poetischen Arbeiten entwarf, war auch die Idee zu einer Hymne an das Licht und zu einer Theodicee in ihm rege geworden.

»Auf diese Theodicee,« schrieb Schiller, »freue ich mich sehr; denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer, und hat einen größern Character.« —

Die Idee, einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte er bei dem Gedanken, den Stoff zu einem epischen Gedichte aus dem Leben Friedrichs des Grossen zu wählen. Es findet sich darüber folgende Stelle in seinen damaligen Briefen:

»Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, ist gar nicht zu verwerfen, nur kömmt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Süjets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande, würden mich so sehr nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding seyn, als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an diese Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art

darin niedergelegt werden, und in einer schönen harmonischen Freiheit leben; so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerley Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durch einander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst du wohl schwerlich — kein anderes als Ottave rime. Alle andere, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! Wie sehr der epische Gehalt durch die weiche sanfte

Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. — Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, hab' ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster, als die Iliade.» —

Schiller beschäftigte sich, wie schon früher erwähnt worden, damals vorzüglich mit der Lectüre der griechischen Schriftsteller. »Ich lese jetzt fast nichts als Homer;« schrieb er unter andern, »die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch

Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzeley sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing.» —

Mehrere Stellen seiner damaligen Briefe beweisen, wie sehr Schiller die ächte Critik ehrte, und mit welcher Strenge er sich selbst beurtheilte.

»Mein nächstes Stück,» schrieb er unter andern, »das schwerlich in den nächsten zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, auf's Aeußerste embarrassirt, weil die Composition zu weitläuftig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten.»

Ueber den Mangel an Leichtigkeit in seinen Producten, den ihm Wieland zum Vorwurf gemacht hatte, äußerte sich Schiller folgendermaßen: »Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat, aber ich fühle auch, woran

der Fehler liegt, und dieß läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie auf's Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drey Erfordernisse besitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden." —

»Ich bin überzeugt," heißt es in einem andern Briefe, »daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt seiner eignen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser

heilig folgt, wird am Ende alle andere Rücksichten, die er zu vernachläßigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert, oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt.

Folgende Aeußerung findet sich in einer andern Stelle seiner damaligen Briefe:

„Ihr Herren Critiker, und wie ihr euch sonst nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitze, der sich bei allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen, über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft und zu strenge sondert.“ —

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schillers Briefen hervorging, wurde noch durch den Besitz einer geliebten Gattin erhöht. Im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld.

»Es lebt sich doch,« schrieb er einige Monate später an einen Freund, »ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. — Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erhohlung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heitrem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziel stehe, erstaune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse

meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück.“ —

Allein eine so glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag gestört. Zu Anfange des Jahrs 1791 ergriff Schillern eine heftige Brustkrankheit, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete.

Die Hauptquelle dieses Uebels war wohl in Schillers Lebensweise zu suchen. Um nämlich ungestörter studiren zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur, widmete den Tag größtentheils den Freuden der Natur und des geselligen Umgangs, und setzte sich erst, wenn die Nacht einbrach an sein Büreau, um zu schreiben. Er pflegte dann, um sich munter zu erhalten, starken Caffee oder Weinschokolade, öfter aber eine Flasche alten Rheinweins oder Champagner neben sich stehen zu haben. Feierlich hörten ihn öfters die Nachbarn in der nächtlichen Stille declamiren, und wer ihn dann belauschen konnte, welches in Jena von der, seinem früher erwähnten Garten-

häuschen gegenüberliegenden Anhöhe sehr gut anging, der sah ihn bald in der Stube laut sprechend auf- und niedergehen, bald sich wieder in den Sessel werfen und schreiben, wobei er zuweilen häufiger aus dem neben ihm stehenden Pokale zu trinken pflegte. Im Winter fand man ihn bis früh um vier, auch wohl um fünf Uhr an seinem Schreibtische, im Sommer bis gegen drey Uhr. Dann ging er zu Bette. Außer demselben fand man ihn nur selten vor neun oder zehn Uhr.

Unter einer solchen, mit der Natur streitenden Lebensweise mußte sein Körper erliegen. Nur durch die größte Schonung und Aussetzung aller geistanstrengenden Arbeiten konnte sein Leben, für das man in der That besorgt war, gerettet werden. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreie Lage zu versetzen. Höchst unerwartet erschien eine plötzliche Hülfe von Dänemark aus, diesem Lande, dem auch einst Klopstock die Mittel einer unabhän-

gigen Existenz verdankte, um seinen Meßias zu beendigen.

Von dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holstein-Augustenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drey Jahre, ohne alle Bedingungen, und blos zu seiner Wiederherstellung angeboten. Dieß geschah zugleich mit einer Feinheit und Delicatesse, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst.

Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit erlangte Schiller freilich nicht, wenn er auch von heftigen Anfällen Jahre lang befreit blieb. Aber sein Geist siegte über die Schwäche des Körpers, und er vergaß oft sein Uebel, wenn ihn eine begeisternde Arbeit anhaltend beschäftigte.

Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges hatte in Schillern die Idee geweckt, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, die aber nicht zur Ausführung kam.

»Unter allen historischen Stoffen,« schrieb er darüber, »wo sich poetisches Interesse mit nationellem und politischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also blos auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dieß der Hauptstoff gewesen wäre.« —

Die erste Idee zum Wallenstein gehört auch in diese Zeit. Als schon im Jahr 1792 diese Idee zur Ausführung kommen sollte, schrieb Schiller darüber Folgendes:

»Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung selbst

willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Critik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehrern Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andere, als freiwillige Schranken." —

Es vergingen indeß noch sieben Jahre bis zur Vollendung des Wallenstein, und man sieht aus Schillers damaligen Briefen, wie nahe er öfters daran war, das Werk ganz aufzugeben.

»Vor dieser Arbeit," schrieb er unter andern im Jahr 1794, ist mir ordentlich angst und

bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drey bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen.» —

Nicht lange vor diesen Aeußerungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, und die Strenge mit der er seine früheren Producte behandelte wird aus seinen damaligen Ansichten begreiflich. Nicht minder erklärt sich daraus die Schärfe, mit der er an die Beurthei-

lung von Bürgers Gedichten *) ging und den an Gesundheit, Hoffnung und Glück verarmten Sänger auf's tiefste verwundete. Daß körperliche Leiden damals eine hypochondrische Stimmung in Schillern erzeugt hätten, ist gänzlich unerwiesen; man sieht vielmehr sehr deutlich aus seinen damaligen Briefen, wie wenig er für begeisternde Wirksamkeit und edlern Lebensgenuß erstorben war.

An der französischen Revolution und dem Schicksale Ludwigs XVI hatte Schiller vielen Antheil genommen. »Weißt du mir Niemand,« schrieb er im Dezember 1792 an einen Freund, »der gut in's Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen. Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint

---

*) S. den Aufsatz: Ueber Bürgers Gedichte (in Sch. Werken Bd. VIII. Abth. 2. S. 268) und Bürgers vermischte Schriften, herausgegeb. von Karl Reinhard. Bd. I. Göttingen 1797.

diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein Anderer, und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst du mir an zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freygesinnte

Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dazu da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn.» —

»Die Liebe zum Vaterlande,« schrieb Schiller in der Mitte des Jahrs 1793, »ist sehr lebhaft in mir geworden.« — Er reiste nach Schwaben und verlebte dort vom August bis zum May 1794 im Kreise seiner Aeltern und Jugendfreunde vergnügte Tage. Er hielt sich abwechselnd in Ludwigsburg und Heilbronn auf, und schrieb von dem letztgenannten Orte aus an den Herzog von Würtemberg, gegen den er sich durch seine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt keine Antwort, aber die Nachricht, daß er vom Herzoge ignorirt werden würde. Dieß bestimmte ihn zur Fortsetzung seiner Reise, und er fand in der Folge, daß er nichts dabei gewagt hatte. Als er einige Zeit nachher die Nachricht von dem Tode des Herzogs erfuhr, betrauerte er

ihn mit dem innigsten Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung.

Bald nach seiner Ankunft in Jena führte Schiller einen schon lange entworfenen, aber nun reif gewordenen Plan aus. Er wünschte nämlich die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung geleistet worden. So begann, durch einen geachteten Verleger unterstützt, die Herausgabe der Horen, nachdem die Thalia mit dem Jahrgang 1793 geschlossen worden war. Die Aussichten für die neue Zeitschrift schienen günstig, und auf die Einladung, daran Theil zu nehmen, erfolgten von mehrern Seiten vielversprechende Antworten.

Zu den auswärtigen Freunden, mit denen Schiller in Briefwechsel stand, gehörte ganz vorzüglich der Freiherr von Dalberg. Er, der so warmen und thätigen Antheil an den Jugendschicksalen des Dichters genommen hatte, blieb auch späterhin sein wahrer Freund und Verehrer. „Wenn ich es je dahin bringe," schrieb Schiller

noch in Mannheim, »der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergesse, dem ich Alles, Alles schuldig bin.” — Er hielt dieß Versprechen auf's treulichste, und übersandte noch ein Jahr vor seinem Tode dem Freiherrn von Dalberg ein Exemplar seines Schauspiels Wilhelm Tell mit einer sehr schmeichelhaften Zueignung, die sich mit den Worten schließt:

— „solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen.“ *)

Wilhelm von Humboldt, der Bruder des berühmten Reisenden, war damals nach Jena gekommen, und lebte dort mit Schillern in der genauesten Verbindung. Ganz vorzüglich aber war es das innige Verhältniß mit Goethe, das um diese Zeit sich immer fester knüpfte, und Schillern eine reiche Quelle des reinsten Lebensgenusses darbot. Es finden sich mehrere Stellen in Schillers Briefen darüber.

*) S. d. Gedicht: Wilhelm Tell (in Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 296.)

»Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel.« —

»Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen, und bei Goethe wohnen.

Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf.« —

»Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig, und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden.« —

Mit dem folgenden Jahre 1795 kehrte Schiller zur Dichtkunst, die er einige Zeit verlassen hatte, mit erneuter Liebe zurück, und die meisten und trefflichsten poetischen Producte, die er theils in die Horen, theils in den Musenalmanach einrücken ließ, fallen in diese Periode. So

unter andern das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie oder der Spaziergang, und die Ideale.

Die Elegie hielt Schiller für eins seiner gelungensten Werke. »Mir deucht,« schrieb er darüber, das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und dieß ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet als mit diesem.« —

»Das Reich der Schatten ist, mit der Elegie verglichen, blos ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich versuchen, sobald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus

eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich) die sentimentalische hat ihrer drey: Satyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos, einen hohen, ja den höchsten poetischen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Haupt-

figuren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben." —

Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Comödie seyn, und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Comödie schließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit; der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Comödie ist dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (diese als ein eigenes sentimentalisches Geschlecht betrachtet) seyn würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe — so würde die Comödie das höchste poetische Werk seyn, für welches

ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.»

»Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frey, und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe blos noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hie und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann.» —

Diese Ideen wurden nicht realisirt, da bald darauf Schillers Liebe für's Dramatische wieder erwachte. Die Geschichte der türkischen Belagerung von Malta sollte zum Stoffe eines Trauerspiels dienen, bei dem er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Der Plan von diesem Stücke, den Rittern von Malta befindet sich in Schillers Nachlasse *) und die Ausführung wurde damals blos aufgeschoben, weil er sich im May 1796 für den Wallenstein entschied.

Es finden sich in Schillers Briefen mehrere Aeußerungen über dieß dramatische Product, die wir theils hier, theils in der angehängten Uebersicht der poetischen Werke Schillers einschalten wollen.

»Ich sehe mich,« schrieb Schiller, »auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dieß ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte.

*) In den Werken Bd. XII.

Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Character, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergleichen. — Ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch-großen Character in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprincip hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen.» —

»Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Character entbehren kann. Unglücklicher Weise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht.« —

»Daß Sie mich auf diesem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. — Daß ich auf

dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethens Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.» —

»Noch immer,« schrieb Schiller acht Monate später an einen andern Freund, »liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form als der Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. — Es ist mir fast alles abge-

schnitten, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte, von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden.» —

»Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Character erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz an-

ders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharacter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem blos objectiven Verfahren war und ist mir das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirkli-

chen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre.» —

Es vergingen indeß noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Unter mehrern kleineren Gedichten, die in dieser Zeit entstanden, waren auch die Xenien. *) Ueber ihre Entstehung äußert sich ein geachteter Schriftsteller folgendermaßen:

»An Goethens Seite begann für Schillern eine neue und schönere Jugend. Hohe Begeiste-

*) Der kleine, schmale Weg, der zwischen Gärten zu Schillers ehemaligem Garten führt, wurde damals von einigen witzigen Köpfen die Xeniengasse genannt; ein Name, der auch noch wohl jetzt hie und da, vorzüglich bei denen, die diesen Garten kennen, nicht ganz verschollen ist.

rung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt, und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

»Die Einheit kann bei einem solchen Product bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit, und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichon werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer

bedeutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerley Ton zu erhalten, und jeder wird dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern.» —

Dieser Plan kam nicht zur Ausführung. »Nachdem ich,« schrieb Schiller im Julius 1796, »die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche Hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des Meisters Goethen eine starke Diversion macht, so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach ange-

bracht. Die satyrischen folgen unter dem Namen Xenien nach.“ *)

Was die Xenien betrifft, so wäre wohl eine strengere Auswahl dabei zu wünschen gewesen. Schiller war allerdings damals gereizt. Die Horen waren von mehrern Seiten mit Kälte, Gleichgültigkeit, ja Geringschätzung aufgenommen worden, und es mußte Schillern erbittern, wenn er da, wo er im Vertrauen auf den Beistand der ersten Schriftsteller, sich eine große Wirkung versprochen hatte, nur zu oft Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten fand.

Daß eine solche gereizte Stimmung damals in ihm vorherrschend gewesen, sieht man auch sehr deutlich aus einer Rechtfertigung gegen einige Angriffe, die Schiller wegen der harten Rezension

---

*) Man vergl. Wielands Urtheil über Schillers Musenalmanach auf d. J. 1797. (in den literarisch. Spießruthen oder Hochadlichen und berüchtigten Xenien. Weimar, ohne Jahrzahl.) Gegen die Xenien erschienen mehrere poetische und prosaische Schriften von Gleim, Manso, Nikolai u. a. m.

der Bürgerischen Gedichte erfahren hatte. »Jene Rüge, sagt er, *) konnte blos einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber versäumt hatte, durch eigne Cultur jenes seltne Geschenk auszubilden. Ein solches Individuum durfte und mußte man unter den höchsten Maaßstab der Kunst stellen, weil es Kraft in sich hatte, demselben, sobald es ernstlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grausam zugleich auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Product, das sie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium Paupertatis aufweisen.« —

Im Jahr 1797 entstanden Schillers erste Balladen, durch einen Wetteifer mit Goethen veranlaßt. Beide Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten.

---

*) In einer Note zu s. Aufsatze: Ueber naive und sentimentale Dichtung (in Sch. Werken Bd. VIII. Abth. 2. S. 156.)

Schiller versuchte sich in spätern Jahren noch öfters in dieser Gattung, während andere kleinere Gedichte seltner von ihm erschienen.

Mit dem Jahre 1799 hörte die Herausgabe des Musenalmanachs auf. Die Horen hatten schon früher geendigt. Außer einigen Beiträgen, die Schiller zu Goethes Propyläen lieferte, widmete er sich gänzlich den dramatischen Arbeiten. Ueber den Wallenstein, dessen Beendigung in diese Zeit fällt, schrieb er im May 1799 an einen seiner Freunde in Weimar:

»Sie sprechen in ihren Bemerkungen mehreres so treffend aus, was ich in das Stück habe legen wollen, und dem Tact des Zuschauers überlassen mußte herauszufühlen, daß mich diese Versicherung meiner gelungenen Absicht nothwendig erfreuen muß. Freilich konnte die Intention des Poeten nicht überall deutlich erscheinen, da zwischen ihm und dem Zuschauer der Schauspieler stand; nur meine Worte und das Ganze meines Gemäldes können gelten. — Wenn die Wallensteinischen Stücke ein Jahr lang gedruckt durch

die Welt gelaufen sind, kann ich vielleicht selbst ein Paar Worte darüber sagen. Jetzt liegt mir das Product noch zu nahe vor dem Gesicht, aber ich hoffe jedes einzelne Bestandstück des Gemäldes durch die Idee des Ganzen begründen zu können.» — *)

Ehe wir diese dritte Periode schließen, wollen wir einen Blick auf Schillers theoretische Studien werfen, worüber sich folgende Aeußerung in seinen Briefen findet:

»Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen, und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußern

*) Vergl. W. Süvern über Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griech. Tragödie. Berlin 1800.

Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist alles empirisch, aber die große Anzahl der Fülle, und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinem empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen.» —

Vierte Periode.

1799 — 1805.

Wir hätten vielleicht diese Periode schon mit dem Jahre 1795 beginnen sollen, da Schiller von jener Zeit an den beträchtlichsten Theil seiner kleinern Gedichte lieferte, und sich außerdem auch mit dem Wallenstein beschäftigte. Da die Beendigung dieses Trauerspiels indeß erst in's Jahr 1799 fällt, und seine übrigen Stücke ununterbrochen auf einander folgen, so glaubten wir durch die obige Abtheilung alles Licht auf Schillern als dramatischen Dichter versammeln zu müssen.

Mit dem Jahr 1799 verließ Schiller Jena und begab sich nach Weimar. Anfänglich hielt er sich hier nur den Winter hindurch auf, um dem Theater beiwohnen zu können, und pflegte den Sommer in seinem frühererwähnten Garten in Jena zuzubringen, den er sich gekauft hatte.

Späterhin ward indeß Weimar sein beständiger Aufenthalt.

Schiller verließ Jena zum Theil durch ärztlichen Rath bewogen, da seiner schwächlichen Gesundheit und vorzüglich seinem Brustübel die eingeschlossene Bergluft nicht zuträglich schien. Er äußerte indeß damals, daß er diesen Ort, vorzüglich der reizenden Umgebungen willen öfters besuchen werde. Auch kam er wohl späterhin in Gesellschaft Goethens, Herders, u. a. herüber. In der eine halbe Meile von Jena gelegenen Triesnitz sah man ihn mit Goethen unter einem schattigen Baume an einem Tische sitzen, mitunter sah er auch wohl ganz allein dem Gewühl der Menge zu. Zuweilen verweilte Schiller mit Goethen einige Monate in Jena, da der letztere sich oft und gern daselbst aufhält, und sich gegenwärtig diesen Musensitz fast als bleibenden Wohnsitz erwählt hat. Doch war ein solcher längerer Aufenthalt in Schillers letzten Lebensjahren selten.

In Weimar war es der Park, wo man Schillern zuweilen allein und in den verborgensten Gängen lustwandeln sehen konnte. Man sah ihn, eine Schreibtafel in der Hand, langsam einhergehen, bald stehen bleiben, bald schneller vorschreiten. Das letztere war dann der Fall, wenn er Spaziergänger hinter sich bemerkte, denen er schnell in einem der dunkelsten Gänge entschlüpfte. Den düstern Hecken- und Felsengang bei dem römischen Hause *) liebte er vorzüglich. Er saß dort öfters im Dunkel der mit Cypressen und Buchen bewachsenen Felsenwand, vor sich die schattigen Hecken, nicht fern vom Gemurmel einer Quelle, die dort über glatte Kiesel hinrauscht, und wo einige Verse von Goethen in einer braunen Steinplatte im Felsen eingegraben sind.

Den Vormittag brachte Schiller großentheils am Fenster oder im Cirkel seiner Familie zu. Nachmittag las er flüchtig durch, was er

---

*) Einem unter Goethe's Direction erbauten Großherzoglichen Lusthause.

die Nacht vorher gearbeitet hatte. Er bereitete sich gleichsam auf die Studien der kommenden Nacht vor. *) Der übrige Theil des Tages und der Abend gehörte seiner ausgebreiteten Correspondenz, der Lectüre, der Unterhaltung mit Freunden oder dem Kreise seiner Familie, ganz vorzüglich aber dem Theater an.

Die Anschauung des Theaters machte bei Schillern damals den Wunsch rege, mehrere seiner eignen Stücke sowohl, als fremde für die Bühne zu bearbeiten. In wie fern dieser Plan zur Reife gekommen, darüber haben wir von Goethe in einem Aufsatze: Ueber das deut-

*) Die beiden Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans sind die vorzüglichsten Geistesproducte Schillers, von denen es bekannt ist, daß sie bei nächtlicher Weile hervorgebracht worden sind. Wie vielen einzelnen Scenen darin ist aber nicht auch das Gepräge der Nacht nur zu deutlich aufgedrückt!

sche Theater *) schätzbare Mittheilungen erhalten.

»Als Schiller bewogen ward,« sagt er, »seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen, da war ihm besonders die Bühne vor Augen, und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.« —

»Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit führten ihn in's Weite und Breite, und so leidenschaftlich er auch hiebei verfuhr, so konnte doch bei längerer Erfahrung seinem Scharfblicke nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen mußten.« —

»In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedenen Richtung er sich mit Wallenstein beschäf-

---

*) Morgenblatt. April 1815. No. 85.

tigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannigfachste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drey Theile zu theilen, wie es darauf erschien, und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten." —

»Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaction seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck, durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr, in einem gewissen Zeitraume, vorübergehen. Alles andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können." —

»Die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesko, Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorstellung manche Veränderung erleiden müssen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich wäre, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit sich selbst, in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rath.« — Man wollte indeß die erwähnten Stücke nicht anrühren, weil das daran Mißfällige sich zu innig mit Gehalt und Form verwachsen befand, und man sie daher auf gut Glück, der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltsamen Geist entsprungen waren, überliefern mußte.« —

»Schiller hatte nicht lange, in so reifen Jahren, einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, in's Große arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was

man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne, und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden; der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. — Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz: Ausruhestunden, die ihm von eigenen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde, planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet, und ein deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen, alterthümlichen Grund, ohne große Anstrengung, unterlegen zu können.» —

»Damit nun aber das deutsche Theater auf ächt deutschem Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst Hermanns Schlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen, und erregte schon bei dem ersten Anblicke manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, die Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald weggelegt.« —

»Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider, doch wurde diese Tragödie sowohl, als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich hierauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaction, wobei er die Kunstfreunde gern mitwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig.« —

»Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Eg-

monts. Daß Schiller bei seiner Redaction grausam verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung der Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unser Publikum ungern, und doch ist in Schillers Arbeit eine solche Consequenz, daß man nicht gewagt hat, sie wieder einzulegen, weil andere Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden. — Wegen der letzten Erscheinung Klärchens sind die Meinungen getheilt, Schiller war dagegen, *) der Autor dafür.» —

»Stella verdankt Schillern gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen, ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hie und da den Dialog, besonders, wo er aus dem Dramatischen in's

*) S. d. Aufsatz: Ueber Egmont, Trauersp. von Goethe in Sch. Werken Bd. VIII. Abth. 2. (S. 513.)

Idyllische und Elegische überzugehen schien. Denn wie in einem Stück zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfundenes ausgesprochen werden.» —

»Die Laune des Verliebten kam zugleich mit den Mitschuldigen im März 1805 auf die Bühne; Schiller war bei diesen Vorstellungen beiräthig, so wie er auch bei dem im September 1804 zum erstenmal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen treulich mitgewirkt hatte, und durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern wußte.» —

Die erwähnten Bearbeitungen seiner eignen sowohl als fremder Trauerspiele mußten für Schillers dramatisches Studium von keinem geringen Nutzen und bei Hervorbringung eigner Werke in mancher Hinsicht förderlich seyn.

Das nächste Stück, das auf den Wallenstein folgte, war Maria Stuart (1800) *) und

*) Das kürzlich erschienene Trauerspiel dieses Namens von Pierre le Brun (Paris 1820) ist mehr Nachah-

im folgenden Jahre die Jungfrau von Orleans.

Die erste Veranlassung, diesen Stoff zu bearbeiten, gab Schillern eine literarische Erscheinung. Del Averdy, Ehrenmitglied der Pariser Academie der Inschriften und Literatur hatte 28 Handschriften über den Verdammungs- und Lossprechungsproceß der Johanna bekannt gemacht. Schiller hatte sie mit vieler Theilnahme gelesen, doch sein anfänglicher Entschluß, sich treu an die Geschichte zu halten, wurde ihm bei Bearbeitung des Stoffs durch manche Schwierigkeiten verleidet. *)

---

mung als eigentliche Uebersetzung der Schiller'schen Tragödie zu nennen. Der Verfasser gesteht dieß selbst in der Vorrede.

*) Diese Abweichung ist von A. W. Schlegel (Vorles. über dramat. Kunst u. Literat. Bd. II. Abth. 2. S. 410) und von Fr. Schlegel (Vorlesungen über d. neuere Geschichte S. 239) sehr hart getadelt worden. Beider Urtheil ist sowohl in Hinsicht dieses Trauerspiels, als auch der übrigen dramati-

»Vergessen Sie nur nicht,“ schrieb Schiller im November 1801 an einen Freund, »daß ich ein volles Jahr mit dem Stoffe mich herumtrug, ehe ich zur Ausarbeitung schritt, und daß ich mir Zeit dazu nahm. *) Die Jungfrau ist in ihrer Art ein einziges Süjet, und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenie der Griechen. Er konnte nur so erfunden werden; darum haben sich auch von jeher so viel Dichter und Dichterlinge an ihr vergriffen und versündigt, und darum versuchte ich ihre Wiedereinsetzung in die Rechte des romantischen Zeitalters,

---

schen Producte Schillers, nichts weniger als unbefangen, vorzüglich aber ist bei A. W. Schlegel eine fast bis zur Vergötterung getriebene Vorliebe für Shakespear sichtbar. Die drey Theile Heinrich VI, in denen der Dritte dasselbe Süjet behandelt, oder vielmehr als Episode eingeflochten hat, gehören bekanntlich zu Shakespear's unreifen Jugendarbeiten.

*) Schiller arbeitete im Ganzen sieben Monate an der Jungfrau von Orleans.

dem sie angehört. Der Revisionsproceß schien mir eben so nöthig mit den poetischen Acten vorzunehmen, als jener wirkliche, der im Jahr 1455 durch Pabst Calixtus III. gegen die sündhaften 12 Artikel verhängt wurde." —

Ich hatte anfangs dreierley Pläne bei der Bearbeitung dieses Stoffes, und gestattete es die Zeit und das kurze, drängende Leben, so würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Besonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchlosen Sitten, und vor allem der gedankenlosen Ausgelassenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entschlossenheit des begeisterten Mädchens ganz anders contrastirt hätte, als jetzt, wo ich den Dauphin nur schwächlich, und in dieser Schwächlichkeit liebenswürdig schildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt worden seyn. — Gewiß, es kostete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den ersten vier Acten fast ganz fertig war, von der Geschichte in das roman-

tische Feld der Möglichkeit überzuschweifen. Ich reisete deßwegen um diese Zeit von Weimar nach Jena, und erst nach einer wochenlangen Ableitung aller Gedanken von meinen bisherigen Arbeiten, kam mir der Geist und Entschluß zu derjenigen romantischen Ausführung, wie sie nun ist. —

Bei der ersten Aufführung der Jungfrau von Orleans in Leipzig widerfuhr dem Dichter eine ungewöhnliche Ehre. Als der Vorhang nach dem ersten Acte gefallen war, ertönte rings ein vielstimmiges: »Es lebe Friedrich Schiller!« von Pauken und Trompeten begleitet, und nach dem Schlusse des Stücks strömte alles aus dem Schauspielhause, um den heraustretenden Dichter zu sehen. Schiller erschien; die versammelten Zuschauer bildeten mit entblößten Häuptern eine Reihe, und während der Gefeierte hindurchschritt, hoben mehrere ihre Kinder empor und riefen: »Der ist es!« —

Eine ähnliche Beifallsbezeugung und doch von sehr verschiedener Art empfing Schiller bei

der Aufführung der Johanna in Weimar. Es mußte ihm, der das dortige Publikum kannte und schätzte, sehr auffallen, als ihm ein junger Doctor S— ein sehr lautes: »Bravo Schiller!" vom Balkon zurief. Unwillig darüber zischte der Dichter sehr laut, das Publikum stimmte mit ein. Er äußerte zugleich laut sein Mißfallen über dieses Bravorufen und dem jungen Gelehrten ward auf Veranstaltung des Hofes, diese unschicklich angebrachte Beifallsbezeugung einigermaßen von der Polizey verwiesen.

Dieser an und für sich unbedeutende Vorfall ist doch in doppelter Hinsicht nicht ganz unwichtig, indem er theils ein Licht auf Schillers anspruchslosen Character wirft, theils aber auch in der Geschichte der Jenaischen Academie Epoche macht. Der Redacteur der damaligen Allgemeinen Literaturzeitung, Hofrath Schütz, fand sich nämlich, was ihm in gewisser Hinsicht auch nicht ganz zu verdenken war, durch jenen Vorfall und die damit verknüpften Folgen bewogen, Jena zu verlassen, und die erwähnte gelehrte Anstalt, die

nicht wenig zum Rufe der Academie beigetragen hatte, folgte ihm nach. —

Im Jahr 1803 erschien Schillers Braut von Messina. Was die Einführung des Chors betrifft, so hat sich Schiller über den Beruf dazu in der Vorrede umständlich erklärt; doch ist auch dieß Trauerspiel, und vorzüglich die Art, wie er den Chor einführt, hart angefochten worden. *)

Wilhelm Tell erschien 1804. »Hier

*) Vergl. die Briefe über die Nachbildung der griechischen Tragödie in Schillers Braut von Messina. Altenburg 1804 und A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. (Bd. II. Abth. 2. S. 411.) Eine sehr harte Aeußerung von Seume über dieß Trauerspiel ist diesem, übrigens höchst genialen Sonderlinge wohl zu gut zu halten. „Das Schlechteste, was Schiller gemacht hat, sagt er, ist die erste Hälfte der Mutter in der Braut von Messina und sein Chor daselbst. Das mag ihm der Geist der Humanität vergeben. Mir ist unbegreiflich, wie so etwas aus seiner Seele kommen konnte.“ (Seume's Apokryphen S. 57.)

ist Schiller" sagt Schlegel *) "ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu, herzlich, und bei Schillers Unbekanntschaft mit der Schweizerischen Natur und Landessitte, von bewunderungswürdiger örtlicher Wahrheit.— Im Angesichte von Tells Capelle, am Ufer des Vierwaldstädter-Sees, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde, hätte diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darstellung verdient, zur halbtausendjährigen Feier der Gründung Schweizerischer Freiheit aufgeführt zu werden."—

Die Erscheinung der barmherzigen Brüder im Tell erregte bei der ersten Aufführung dieses Schauspiels in Weimar fast allgemeines Mißfallen. Schiller schrieb darüber Folgendes an eine Freundin:

"Was die barmherzigen Brüder am Schluß des vierten Acts betrifft, so mag freilich ihr An-

*) Vorlesungen über dramat. Kunst u. Literatur. Bd. II. Abtheil. 2. S. 413.

blick, zumal da sie so ungeschickt vermummt auf- traten, einigen nicht hinlänglich unterrichteten oder allzuverfeinerten Zuschauerinnen hier und da auffallend gewesen seyn. *) Sie selbst, m. Fr. und unsere verehrte Fürstin waren nicht unter der Zahl. Sie hatten während Ihres Aufenthalts in Italien gewiß oft vernommen, wie die fast in allen größern Städten seit uralten Zeiten beste- henden Brüderschaften der Barmherzigen, nicht nur der Hingerichteten sich alsbald bemächtigen, und sie, wenn sie nur vor der Catastrophe noch reuig gebeichtet haben, dem Schooße der geweih- ten Erde zuführen, sondern auch die Bestattung der Unglücklichen, die auf offener Straße durch Meuchelmord fielen, willig übernahmen. Wider das Uebliche wäre also nichts zu erinnern, aber vielleicht um so mehr gegen das Schickliche. Ich denke auch dieß ist nur ein genommenes Aer-

*) Schiller hatte nämlich, Kränklichkeits halber, der ersten Vorstellung des Tell nicht persönlich beiwoh- nen können.

gerniß. Darf ich aufrichtig sprechen? Ich bin so weit entfernt, diese barmherzige Todtengräbergesellschaft für etwas Unschickliches oder Ueberflüssiges zu halten, daß mir vielmehr, wenn sie wegbleiben müßte, durchaus etwas zum Gegengewicht mangelte. Mir thut es nur leid, daß sich die Brüderschaft blos so im Halbkreis hinstellen muß, und nicht auch den Entseelten auf die Schultern nehmen und forttragen kann. In meinem Plane lag auch dieß. Allein die plumpe Ungeschicklichkeit unserer Statisten trat mir vor Augen, die nur zu leicht Lachen erregen konnte. Auch den Gesang dabei lasse ich mir nicht gern nehmen. Hatte der Concertmeister das Miserabile wirklich miserabel componirt, so ist dieß nicht meine Schuld, und auf die Gefahr von Ihnen selbst für einen verstockten Haberecht gehalten zu werden, hätte ich Lust auch den Einfall mit den schwarzen Raben zu vertheidigen. Stüssi hat die Rolle des Clown in den altenglischen Trauerspielen. Wer erinnert sich nicht wenigstens an die bekannte Kirchhofs-Scene im Hamlet u. s. w." —

Außer dem Tell *) beschenkte uns Schiller noch mit einer Bearbeitung des Macbeth von Shakespeare, der Turandot nach Gozzi **) mit der Huldigung der Künste ***) einer Bearbeitung der Phädra von Racine †) und zweier französischen Lustspiele (der Neffe als Onkel und der Parasit.)

---

*) Dieß Schauspiel ist neuerlich von Hr. Henri Merle d'Aubigné in Genf in's Französische übersetzt worden. Eine ausführliche Rezension darüber enthält das neueste Stück der Minerve française.

**) Vergl. Fr. Horn über Gozzi's dramat. Poesie, insonderheit über dessen Turandot nach der Schillerischen Bearbeitung dieses Schauspiels. Penig 1803 und A. W. Schlegels Vorles. über dramat. Kunst u. Literatur. Bd. II. Abth. 1. (S. 59.)

***) Einem Prolog zur Vermählungsfeier der Russischen Großfürstin Maria Paulowna mit dem damaligen Erbprinzen von Sachsen-Weimar.

†) S. A. W. Schlegel: comparaison entre la Phédre de Racine et celle d'Euripide. Paris 1807. Deutsch mit Anmerk. begleitet von J. H. v. Collin. Leipzig 1808.

Schillers Plan zu einem eignen Lustspiele kam nicht zur Ausführung. »Zwar glaube ich mich,« schrieb er einem Freunde, »derjenigen Comödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charactere und auf Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.« —

Schillers Ansichten über Kunst und Kritik in der letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

»Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhe-

tik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst." —

»Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Character der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künst-

ler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerey, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann.» —

»Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und kann nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lectüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus in's volle Leben, und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen, unendlichen Elemente, und wird seines ewig identischen Ichs los, und existirt eben deswegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist, trotz aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet, als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe

suchen und keinen Ernst, aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche so nöthig als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht.» —

»Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andere von dem Zeitstrom ergriffen; er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es vielleicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte,

auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe." —

Nach der Uebersetzung der Phädra hatte Schiller ein neues dramatisches Gedicht begonnen, dessen Stoff die Geschichte des falschen Demetrius in Rußland war. Bei diesem Werke überraschte ihn, im Vollgefühl seiner Kraft, der Tod am 9. May 1805.

Zwey Acte des Demetrius nebst vollständig ausgeführtem Plan befinden sich in Schillers Nachlaß. *)

Als Schiller nämlich von Berlin im Sommer 1804 zurückkehrte, wo er der Vorstellung des Tell beigewohnt hatte, war er krank und nicht ohne Gefahr, doch ging sie dießmal vorüber.

---

*) Hr. v. Maltiz hat den Demetrius vollendet. Proben davon wurden in der Zeit. f. d. eleg. Welt 1817. No. 30 — 35. mitgetheilt. Eine Rezension befindet sich in der Leipziger Lit. Zeitung. 1819. No. 116.

Den 9. May 1805 *) gegen Morgen fing er an heftig zu phantasiren, sprach viel von Soldaten und Kriegsgetümmel und rief mehrere Male den Namen Lichtenberg, in dessen Schriften er zuletzt gelesen hatte. Andere wollten Leuchtenburg verstanden haben, weil Schiller, noch kurz vor seiner Krankheit geäußert hatte: er wolle eine Lustreise nach diesem romantischen Schlosse machen. **)

Gegen 4 Uhr Nachmittags ward Schiller ruhiger und fiel in einen leisen Schlummer, aus dem er noch einmal zum Bewußtseyn auf kurze Zeit erwachte. Er benutzte diese zur Anordnung, daß man seine Leiche ganz in der Stille und ohne

---

*) Dieser Monat gehörte zu den kältesten und freudenlosesten. Es schien, als ob die Natur selbst um den Dichter traure. Schiller hatte noch kurz vor seinem letzten Krankenlager die schönsten Hoffnungen auf diesen Frühling gegründet. (S. die Monatsschrift Emma. Januar 1819.)

**) Es liegt bei Kahla, ungefähr eine Meile von Jena.

alles Gepränge zur Erde bestatten möge. Bald darauf, gegen sechs Uhr Abends, sank er wieder in Schlummer, um nie daraus zu erwachen.

Eine tiefe Stille herrschte in Weimar, als Schillers Tod erfolgte. Die den 11. May angekündigte Aufführung der Saalnixe fand nicht statt. Das Theater blieb eine Zeit lang geschlossen und wurde dann mit einer Vorstellung der Jungfrau von Orleans wieder eröffnet, die eine Todtenfeyer Schillers begleitete.

Eigentlich sollte Schiller am Sontage (d. 12. May) begraben werden, da aber seine Leiche zu schnell in Verwesung überging, *) so geschah die Beerdigung in der Nacht vom 11ten zum 12. May. Schiller's Anordnung zufolge, sollten ihn Bürger tragen, allein mehrere junge Gelehrte und Künstler nahmen aus Achtung für den Verewigten den Bürgern den Sarg ab. Es war zwi-

*) Sie ist geöffnet worden; man hat die Lunge meist zerstört, die Herzkammern fast verwachsen, die Leber verhärtet, und die Gallenblase außerordentlich ausgedehnt gefunden.

schen zwölf und ein Uhr Nachts, als man sich dem Kirchhofe nahte. Der rings umwölkte Himmel drohte Regen. Als aber der Sarg vor der Gruft niedergesetzt wurde, da theilten sich plötzlich die Wolken, und der Mond, in ruhiger Klarheit hervortretend, warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuern Ueberresten. Man senkte ihn in die Gruft, *) und der Mond trat wieder hinter die Wolken. Heftig brausend erhob sich ein Sturmwind, die Umstehenden gleichsam an den großen, unersetzlichen Verlust mahnend.

Wen hätten nicht in diesem Augenblick des Dichters eigene Worte auf's tiefste ergriffen:

„Morgen, ach, du röthest
Eine Todtenflur!
Ach, und du, o Abendroth umflötest
Seinen langen Schlummer nur.“ **)

---

*) Schillers Leiche ruht im Landschafts=Cassengewölbe.

**) S. d. Gedicht: der Flüchtling (in Sch. Werken. Bd. I. S. 44.)

Am folgenden Tage, Sonntag den 13. May, wurde in der Kirche Mozarts Requiem aufgeführt, und der verstorbene Generalsuperintendent, Ober-Hofprediger Voigt hielt eine rührende Rede zum Andenken des verewigten Dichters.

Schiller wurde 45 Jahre alt. Er hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter. Von seinen drei Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste ist an den Hofrath Reinwald in Meinungen, die zweite an den Stadtpfarrer Frankh zu Meckmühl im Würtembergischen verheirathet.

Schillers Gesichtszüge sind am treuesten in Danneckers colossaler Büste dargestellt worden. Eine früher verfertigte Büste in Lebensgröße, wozu Schiller während seines letzten Aufenthalts in Schwaben im Jahr 1793 gesessen hatte, lag dabei zum Grunde, und dieß Werk in einem größern Style mit Anstrengung aller seiner Kräfte, auszuführen, beschloß der edle Künstler im Augenblicke der höchsten Rührung, als er die Nachricht von dem Tode seines theuren Freundes erhielt.

Als der Großherzog von Weimar Danneckers Werkstatt besuchte, hatte dieser zwei Rosen vor die Büste gelegt, und der zartfühlende Fürst nahm dieß sinnige Geschenk dankend auf. — Am rührendsten und ergreifendsten war aber unstreitig der Besuch von Schillers Wittwe für den Künstler; sie setzte sich lange schweigend vor dem verklärten Bilde des ihr vor allen theuren deutschen Mannes nieder, und sagte dann zu ihren Söhnen: »Kinder, küßt dem Manne die Hand, der euern Vater so fortleben läßt!« — was den mit ihr trauernden Freund bis zu Thränen rührte. *)

Unter den Portraits, die wir von Schillern besitzen, zeichnet sich eins von Schmidt nach Madame Simoneau aus, ferner ein Profilportrait von dem uns unlängst auf so traurige Weise entrissenen Professor Kügelchen in Dresden. Der kürzlich verstorbene Professor

---

*) S. d. Zeit. f. d. eleg. Welt. Dezember 1818. No. 248.

Jagemann zu Weimar, der uns bereits mit wohlgetroffenen Bildnissen von Goethen und Wieland in Crayon-Manier beschenkte, hat ein ähnliches Bild von Schillern geliefert.

Schiller war lang von Statur, von starkem Knochenbaue, doch dabei sehr hager. Sein Körper schien sichtbar den Anstrengungen seines Geistes zu unterliegen, aber aus seinem bleichen Gesichte, aus seinem sanft belebtem Auge schimmerte eine stille Schwärmerey, und die hohe, freie Stirn verkündigte den tiefen Denker. Wangen und Schläfe waren hohl, die Lippen ein wenig aufgeworfen, das Kinn ragte etwas hervor. Die Farbe seines Haares fiel in's Röthliche.

Er hatte in seinem Aeußern wenig Empfehlendes. Sein Blick war im Gehen beständig zur Erde geheftet; er vernahm öfters den Gruß vorübergehender Bekannten nicht, hörte er ihn aber, so griff er rasch nach seinem Hute und sagte sein herzliches: »Guten Tag!« —

Sein etwas steifer und langsamer Gang und seine prunklose Kleidung konnte ebenfalls nicht

die Aufmerksamkeit auf ihn lenken, noch weniger aber eine gewisse ängstliche Zurückhaltung, die er in großen Zusammenkünften und besonders bei Hofe zeigte. Er fühlte sich hier einem gewissen Zwange unterworfen, und sah den äußern Glanz herrschen; beides war seiner innersten Natur zuwider.

Im Kreise seiner Familie oder einiger vertrauten Freunde war er unbefangen, gesprächig, mit einem Worte fröhlich mit den Fröhlichen. Vorzüglich trug ein in Weimar errichteter Klubb viel zu Schillers Erheiterung bei, für den er, so wie Goethe einige gesellschaftliche Lieder dichtete. *)

Von den geräuschvollen, tobenden Freuden des Lebens war Schiller kein Freund. Das Schauspielhaus war unter den wenigen öffentlichen Orten, die er zu besuchen pflegte, der einzige, dem er entschiedene Aufmerksamkeit widmete. Ganz

*) Die vier Weltalter und das Lied an die Freunde entstanden auf diese Art.

vorzüglich ließ er sich auch die Ausbildung der Schauspieler angelegen seyn. Die Leseproben der neu aufzuführenden Stücke wurden stets in Goethens oder Schillers Hause gehalten, ein Umstand, der an und für sich auf manchen talentvollen Schauspieler den günstigsten Einfluß haben mußte. Schiller verlangte übrigens viel, und machte strenge Anforderungen an den Künstler. Doch pflegte er, nach der gelungenen Aufführung irgend eines seiner spätern dramatischen Werke, die vorzüglichern Schauspieler zu einem Nachtmahle in's Stadthaus zu laden, wo fröhlich gesungen, mitunter improvisirt und allerley Scherz getrieben wurde. *)

Schiller war im höchsten Grade menschenfreundlich und wohlwollend. Sein Herz fühlte fremdes Elend wie sein eigenes. Er äußerte öfters: er wünsche nichts mehr, als alle Menschen glücklich und mit ihrem Loose zufrieden zu sehen.

*) So pflegte unter andern der Schauspieler Genast die Capuziner-Rede aus dem Wallenstein, Schillers Wunsche gemäß zu recitiren.

Als Beweis, wie rechtlich und entfernt von kleinlichem Eigennutz er war, möge folgendes dienen. Ein bekannter Buchhändler in einer nicht weit von Weimar gelegenen Stadt reiste, da er gehört hatte, daß Schiller sich mit dem Wallenstein beschäftige, zu dem Dichter hin und bot ihm für den gedruckten Bogen 12 Carolin in Golde. Schiller aber, der bereits mit Cotta in Tübingen wegen des Wallenstein in Unterhandlung stand, dachte viel zu solid, als daß er sich durch ein höheres Honorar von seinem ältern Verleger sollte abwendig machen lassen. »Cotta handelt solide mit mir, und ich mit ihm!« gab er jenem Buchhändler zur Antwort, und machte ihm nicht einmal Hoffnung, je ein anderes Werk von ihm in Verlag zu erhalten.

Schiller hat sich selbst sehr treffend geschildert: »Den kindlichen Character,« sagt er *)

*) In der Abhandlung: Ueber naive und sentimentalische Dichtung (in Sch. Werken. Bd. VIII. Abth. 2. S. 63.)

»den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schaamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Character und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl, weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das wenige, was uns aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.» —

Sachsen überhaupt, vorzüglich aber den Weimarischen Landen war Schiller sehr zugethan, und äußerte mehrmals, daß er sie nie verlassen

würde. Er hatte indeß auch von dem regierenden Großherzoge von Weimar wiederholte Beweise seiner Gnade empfangen. So gab ihm im Jahr 1795, wo Schiller einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, der ebengenannte Fürst die Versicherung, daß er, falls ihn Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten hindern sollte, auf eine Verdopplung seines Gehaltes rechnen könne. — Im Jahr 1799 erhielt er eine neue Zulage, und im Jahr 1804, bei Gelegenheit bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung seines Gehalts. Auch wirkte mehrerwähnter Großherzog Schillern aus eignem Antriebe im Jahr 1802 den Adelsbrief aus.

Schiller ist nicht reich gestorben. Er war weder engherzig noch prosaisch genug, Schätze zu sammeln; dann aber machte auch der Zustand seiner Gesundheit, und seine ganze Lebensweise, die von seiner Schlaflosigkeit und andern eingewurzelten Uebeln bestimmt wurde, einen verhältnißmäßig größern Aufwand nothwendig, da

er übrigens im Aeußern die größte Simplicität beobachtete und überall keinen erborgten Schimmer leiden konnte.

Beckers Vorschlag, auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands Todtenfeiern für den verewigten Dichter zu veranstalten, *) und den Gesammtertrag zum Ankauf eines Landgutes zu verwenden, das unter dem Namen Schillers-Ehre, ein unveräußerliches Eigenthum seiner Familie bleiben solle, kam bei den bald darauf ausbrechenden Kriegsunruhen nicht zu Stande.

Zu den vorzüglichsten Todtenfeiern gehören die von Sophie Brentano und Pellegrin (de la Motte Fouqué) Berlin 1806. N. Meyer (Bremen 1806) u. a. m.

In Weimar wird Schillers Sterbetag jähr-

*) Es ist dieß nur von 5 Bühnen Deutschlands geschehen, nämlich dem Theater zu Leipzig, Riga, Regensburg, Lübeck und Stuttgart. Die Theater-Direction der letztgenannten Stadt hatte die Einnahme zur Errichtung eines Denkmals für Schillern in seiner Vaterstadt Marbach bestimmt.

lich durch eine Vorstellung seines Wallenstein gefeiert, und Schreiber dieses erinnert sich, während seines dortigen Aufenthalts im Frühjahr 1817 eines trefflichen, bei dieser Gelegenheit gesprochenen Prologs.

Unter den vielfachen Gedichten und Nänien an Schillers Grabe stehen oben an: Goethe's Epilog zu Schillers Glocke (in dessen Werken Bd. IX.) Seume's Gedicht: Schillers Nekropompe (in dessen Sommer 1806) Schillers Grab von Fr. Kind (in dessen Gedichten. N. A. Leipz. 1817. Bd. II. S. 46.) und das Gedicht von Rese, der Tod Schillers (im Frauentaschenbuche f. d. J. 1820. S. 115.) Auch ein Gedicht an den Tod Schillers von Mellish *) verdient wohl eine Auszeichnung. Es befindet

*) Ein geistreicher Engländer, der sich in den Jahren 1796 bis 1798 in Jena und Weimar aufhielt, und mit Schillern in freundschaftlichen Verhältnissen lebte.

sich in den Gedichten von Charles Mellish, Esq. (Hamburg 1818. S. 44.)

Wir können diese Biographie wohl nicht besser schließen als mit Goethes Worten über seinen dahingeschiedenen Freund.

»Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig! Daß er frühe hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt

in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit, in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben." —

Schiller als dramatischer Dichter.

Die Räuber, Fiesko, Cabale und Liebe.

»Ein Genie,« sagt Lessing, »kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das Alles blos der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abgeschreckt wird. Darum wird Shakesspeare ganz andere Köpfe unter uns erwecken, als man von den Franzosen zu rühmen weiß.« —

Diese Prophezeihung ging an Schillern buchstäblich in Erfüllung. Dem Studium des großen Britten verdanken Schillers Räuber, dieses von der aufblühenden Genialität erschaffene dramatische Ungeheuer, ihr Daseyn. Die erste Idee zu diesem Schauspiel scheinen ihm die beiden Veroneser von Shakesspeare oder dessen

Richard III. gegeben zu haben. *) Wenigstens findet sich zwischen dem Character des englischen Königs und Franz Moors eine auffallende Aehnlichkeit, wenn gleich die Bemerkung A. W. Schlegels nicht unrichtig ist, »daß der letztere durch keine der Eigenschaften geadelt werde, die bei jenem den Abscheu mit Bewunderung mischen.« —

»Unser Mitleid wird geschwächt, äußerte Schiller in spätern Jahren selbst **) wenn der Urheber eines Unglückes, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsere Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit seines Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen ist, die Größe des Leidens von der Größe der Bosheit

---

*) Vielleicht auch ein Aufsatz von Schubart im Schwäb. Magazin. vom J. 1775. (S. 30.)

**) Ueber die tragische Kunst (in Sch. Werken Bd. VIII. Abtheil. 1. S. 178.)

herzuleiten. Shakesspears Jago und Lady Macbeth, Kleopatra in der Roxolane, Franz Moor in den Räubern zeugen für diese Behauptung." —

Es ist indeß nicht zu leugnen, daß Franz Moor wenigstens den einen Theil des tragischen Eindruckes, die Furcht erregt, nicht blos durch sein teuflisches Handeln, sondern auch durch den anfänglich sehr kühnen Verstandeskampf gegen das Gewissen, in welchem er aber nach Vollbringung des Abscheulichsten unterliegt. Charactere dieser Art sollten aber, auch wenn sie die Natur wirklich erzeugte, nie die Bühne betreten, wovon Schiller auch selbst in der Vorrede zu den Räubern abräth. Das Leben selbst erregt und empört, die Dichtkunst soll mildern und besänftigen.

Ein ganz eigenthümlicher Character ist Carl Moor. Das äußerste Laster reizt ihn nur um der Größe, um der Gefahr willen, die damit verbunden ist, um der Kraft willen, die es erfordert. Falsche Begriffe von Thätigkeit, Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, bringen ihn in einen gefährlichen Conflict mit den bür-

gerlichen Verhältnissen. Seine enthusiastischen Träume von Größe und Wirksamkeit fesseln uns in dem einen Augenblicke an ihn, während wir uns in dem andern mit Schaudern von dem Verirrten abwenden oder den Unglücklichen bedauern. Unser tiefstes Gefühl regt vorzüglich die Scene auf, wo Moor mit den Räubern auf einer Anhöhe gelagert, in den Anblick der blühenden Felder, der untergehenden Sonne versunken, die Bewegung seines zerrissenen Innern ausspricht: (Act III. Sc. 2. Daß alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens Alles so verschwistert! — Die ganze Welt Eine Familie, und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — ich allein der Verstoßene, ich allein ausgemustert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Busenfreundes Umarmung — umlagert von Mördern — von Nattern umzischt — angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden u. s. w.

Wer sollte sich nicht auf eine ähnliche Weise in der Scene bewegt fühlen, wo er sich dem väterlichen Schlosse nähert, und von unendlichem Gefühl ergriffen, die Erde küßt, die ihn gebahr, oder in jenem Augenblicke, wo er unter den Gemälden der Gallerie mit dem plötzlichen Ausrufe: »Dieser ist's!« vor dem Bilde seines Vaters stehen bleibt! (Act 4. Sc. 3.) Die bekannte Scene mit Amalien im Garten (Act 4. Sc. 5.) schildert mit glühenden Farben die trostlose Liebe eines unglücklichen Mädchens für einen, der ewig verloren ist. Ueberhaupt ist Amaliens Character äußerst anziehend; er gewinnt durch den Contrast, in dem sie durch ihre Unschuld und einen holden Anstrich von Schwärmerey zu der rohen, schuldbeladenen Räuberwelt steht. Der alte Moor und Daniel sind mehr Nebenpersonen, bei denen der Blick rasch vorübereilt; doch ist der Character des alten, frommen, dem gräflichen Hause ergebenen Dieners durchgängig gut gehalten, vorzüglich in der Versuchungsscene mit Franz Moor. (Act 4. Sc. 3.)

Die einzelnen Räuber tragen bei aller ihrer Rohheit, etwa mit Ausnahme Schufterle's, das Gepräge einer gewissen Größe an sich; und der Dichter hat die wirklich schwierige Aufgabe, vier oder fünf derselben auf's schärfste mit einander contrastiren zu lassen, bewundrungswürdig gelößt.

Der treffliche Monolog des Räuber Moor zeugt von einem Fluge der Phantasie, wie ihn nur ein Geist von so seltnen Anlagen, wie Schiller, wagen konnte. Wer fühlte sich nicht von dem Gedanken erschüttert: »Wenn du mir irgend einen eingeäscherten Weltkreis allein ließest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht, und die ewige Wüste meine Aussichten sind? — Ich würde dann die schweigende Oede mit meinen Phantasien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern.« — (Act 4. Sc. 5.)

Wir haben uns bei Mittheilung der Jugendschicksale des Dichters schon länger bei den Räubern

verweilt, da dieß Schauspiel gleichsam aufs innigste darin verflochten ist, und auch mehrere Auszüge aus Schillers Briefen an Dalberg, insofern sie auf das genannte Stück Bezug hatten, früherhin mitgetheilt. Raum und Plan unserer Darstellung nöthigen uns deshalb zur Verschwörung des Fiesko überzugehen.

»Ich habe in meinen Räubern,« sagt Schiller in der Vorrede zum Fiesko, »das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen; hier versuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und Cabale u. s. w. *) Wenn gleich dieß Trauerspiel an theatralischer Wirkung den Räubern weit nachsteht, so sind doch die Charactere fast ohne Ausnahme scharf gezeichnet und richtig gehalten. Der Hauptzug in Fiesko's Character ist Stolz und unersättlicher Ehrgeiz. Er ist dabei feurig, liebenswürdig und gewandt, wenn gleich eine gewisse Heimtücke den Antheil, den wir

*) Man vergleiche die bereits früher in der Biographie weitläuftiger angeführte Stelle. S. 73. u. f.

an ihm nehmen, schwächt. Er verräth überall Muth und Gegenwart des Geistes, aber ein zu leichtsinniges Vertrauen auf sich selbst und auf den Beistand des Glücks führt ihn um so gewisser seinem Verderben entgegen. Seine herrschsüchtigen Pläne gibt er mit vielem Feuer in der Scene zu erkennen, wo er am offenen Fenster die von der aufgehenden Sonne beleuchteten Thürme Genuas erblickt. »Diese majestätische Stadt, ruft er, mein! und darüber emporzuflammen gleich dem königlichen Tag — darüber zu brüten mit Monarchenkraft — all' die kochenden Begierden — all' die nimmersatten Wünsche in diesem grundlosen Ocean unterzutauchen u. s. w.» — (Act III. Sc. 2.) Die Mittel, durch die er diese Wünsche erreichen will, sind ihm gleichgültig. Er meint: »es sey schimpflich, eine volle Börse zu leeren — es sey frech, eine Million zu veruntreuen, aber es sey namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande, entschuldigt er sich, nimmt ab mit der wachsenden Sünde.» (Act III. Sc. 2.)

Einen schönen Contrast zu Fiesko, dem seine zügellose Phantasie nur den Glanz des Herrschers vorspiegelt und die lastenden Regierungssorgen überhüpft, bildet der Character des alten Doria. Seine Liebe für des Volkes Wohl, seine Anhänglichkeit an die Gesetze gibt ihm jenes Gefühl der Sicherheit, zu Fiesko, der ihn kurz vor dem Ausbruche des Tumults warnt, auf seiner Hut zu seyn, die bedeutenden Worte zu sagen: »Hast du nie gehört, daß Andreas Doria Achtzig alt ist und Genua — glücklich?" — (Act V. Sc. 1.)

Verrina, der starre und feste Republikaner, tritt unter den übrigen Verschwornen, deren Thätigkeit nur von ihren Leidenschaften bedingt wird, auf eine anziehende Weise hervor.

Sehr scharf ist der Contrast der weiblichen Charactere in diesem Stücke gezeichnet: die sanfte, duldende, hinwelkende Leonore auf der einen Seite; ihr gegenüber die gefallsüchtige, von Stolz und Eitelkeit beherrschte Julie.

Die Ermordung Leonorens, an und für zur Entwicklung des Plans überflüssig, schwächt ausserdem die Theilnahme an Fiesko's tragischem Ende. Er ist nach dieser That schon so grenzenlos unglücklich, daß sein Tod nachher nicht mehr als großes Uebel betrachtet werden kann. (Act V. Sc. 13.)

Gianettino Doria ist nichts weiter als der ausgelassene, grobe Wüstling, der nur seiner Sinnlichkeit fröhnt und nach immer neuen Genüssen hascht. Die Verführung der unschuldigen, harmlosen Bertha stellt uns seine Verdorbenheit deutlich vor Augen.

Der Character des kecken Mohren, dieses verstockten, nicht zu bessernden Bösewichts ist Schillern meisterhaft gelungen. Er trägt seinen Humor, der ihn selbst in den bedenklichsten Situationen nicht verläßt, durch's ganze Stück hindurch, und folgt mit einem resignirten: »So mag's seyn!« den Soldaten, die ihn im Hintergrunde der Bühne aufhenken. Daß Fiesko indeß, der zwar durchgehends mit einer Art von

Wohlgefallen seinen lustigen Ausreden und Witzeleien zuhört, auch in dem Augenblicke, wo er über die Nachricht: »daß Gianettino noch lebe,“ ganz außer Fassung geräth, auf ähnliche Art die Späße des auf Mordbrennerey ertappten Mohren erwiedert, dürfte nicht ganz zu rechtfertigen seyn. (Act V. Sc. 10.)

Der Dichter ist mit Recht bei der Catastrophe dieses Trauerspiels von der Geschichte abgewichen, wo Fiesko durch Zufall ertrinkt. *) Durch sein eigenes Streben, durch seine Handlungen wird Verrina's Entschluß gestärkt und befestigt. Fiesko selbst gräbt den Abgrund, in den er nothwendig stürzen muß.

Cabale und Liebe wird, wie vielfach es auch angefochten und getadelt worden ist, für jeden Unbefangenen im Entwurf wie in der Ausführung ein höchst geniales Werk bleiben. Wir sehen hier den Kampf einer reinen, glühenden,

---

*) Schiller hat sich darüber umständlicher in der Vorrede zum Fiesko erklärt.

schwärmerischen Leidenschaft mit jenen conventionellen Verhältnissen, jenen Hofintriguen, die Ehre, Gewissensruhe und alle edlern Freuden des Lebens verkennen und ihren Leidenschaften jedes schuldlose Opfer darbringen.

Wenn A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (Bd. II. Abth. 2.) dieß Trauerspiel mit den Worten abfertigt: »Cabale und Liebe kann schwerlich durch den Ton überspannter Empfindsamkeit rühren, wohl aber durch peinliche Eindrücke foltern,“ so hat er in der That ein eben so kurzes, als schiefes Urtheil gefällt. Er versteht vermuthlich darunter jenen Anstrich philosophischer Liebesschwärmerey, den Louise, die Geigerstochter, durch den Umgang mit Ferdinand, wie durch Lectüre nothwendig bekommen mußte. Wer fühlt nicht, wie gerade dadurch der Antheil verstärkt wird, den wir an beiden nehmen? Ihr Verhältniß zu einander ist die reine Neigung zweier Wesen, »vom Vater der Liebenden für einander geschaffen.“ (Act I. Sc. 3.) Bei der Größe der Leiden-

schaft ist doch Ferdinands Liebe zu Louisen heilig und rein, ja wir möchten sagen fast geistiger Art, kein Gedanke niedriger Sinnlichkeit tritt in seine Seele. Er fühlt Muth genug in sich, jedem Glanze, jeder äußern Ehre, kurz allem zu entsagen, um nur mit Louisen durch's Leben wandeln zu können. »Du Louise, und ich und die Liebe!" sagt er, »liegt nicht in diesem Cirkel der ganze Himmel? oder brauchst Du noch etwas Viertes dazu? — Haben wir an die Welt keine Forderungen mehr, warum denn ihren Beifall erbetteln? Wird dieses Auge nicht eben so schmelzend funkeln, ob es im Rhein oder in der Elbe sich spiegelt oder im baltischen Meer? Mein Vaterland ist, wo mich Louise liebt!" — (Act III. Sc. 4.) Mit gleichem Feuer äußert sich Louise über Ferdinand: »Als ich ihn das erstemal sah — und mir das Blut in die Wangen stieg, froher jagten alle Pulse; jede Wallung sprach, jeder Athem lispelte: Er ist's! und wie das mitklang durch die ganze mitfreuende Welt! Damals — o damals ging in meiner Seele der erste Morgen

auf. Ich sah keine Welt mehr, und doch besinn ich mich, daß sie niemals so schön war. Ich wußte von keinem Gott mehr, und doch hatt' ich ihn nie so geliebt.» — (Act I. Sc. 3.) In der That, wer in diesen Stellen, denen wir noch bei weitem mehrere an die Seite setzen könnten, nicht die Sprache der reinsten Empfindung, sondern nur den Ton überspannter Empfindsamkeit zu hören glaubt, dessen eigene Gefühle müssen wirklich schon abgestumpft und erstorben seyn.

Meisterhaft angelegt und ausgeführt ist der Plan und die Verwicklung in diesem Trauerspiele. Die gemeinschaftlichen Intriguen des Präsidenten und des Secretairs Wurm, durch Eifersucht den Bund der Liebenden zu zerreissen, sind eben so teuflisch als sicher angelegt. Beide zeigen sich uns als entschiedene Bösewichter; Wurm aber steht vorzüglich in der sechsten Scene des dritten Acts als der eiskalte, fürchterliche Henker da, der es versteht, »das Eisen langsam bedächtlich an den knirschenden Gelenken hinaufzuführen, und das

zuckende Herz mit dem Streich der Erbarmung zu necken.“ — In dieser entscheidenden, peinlich folternden Scene wird der Knoten des Stücks durch den Brief, den Louise gezwungen an den Hofmarschall von Kalb schreiben muß, geschürzt. Ferdinands nachherige Worte: »Verloren! ja, Unglückselige! ich bin es. Du bist es auch!“ deuten flüchtig die unglückliche Catastrophe des Stücks an, die wir in dem Augenblicke, wo Louise ihren Brief an Ferdinand aus kindlicher Liebe zerreißt, näher und näher heranrücken sehen. (Act V. Sc. 1.) Die grausende Scene, wo Ferdinand Louisen vergiftet, ist gewiß eine der gelungensten, und hat den größten theatralischen Effect. »Ja, sie soll denn! ruft er, sie soll! Die obern Mächte nicken mir ihr schreckliches Ja herunter, die Rache des Himmels unterschreibt, ihr guter Engel läßt sie fahren!“ — (Act V. Sc. 6.)

Der Character der Lady Milford hat etwas Schwankendes; der Antheil den wir an ihr nehmen, beruht großentheils darin, daß sie an dem eigentlichen Bubenstücke keinen Theil nimmt. Sie

brüstet sich mit schönen Empfindungen und verräth auf der andern Seite wieder durch die Art, mit der sie Louisen empfängt, (Act IV. Sc. 7.) einen kleinlichen Stolz. Ihre Scene mit Ferdinand (Act II. Sc. 3.) ist indeß meisterhaft durchgeführt und reich an Entwicklung einzelner schöner Züge.

Die Zeichnung des Hofmarschalls von Kalb, dieser faden, hirnlosen Zierpuppe, darf als sehr gelungen, nicht übergangen werden. Vorzüglich zeigt ihn seine Unterredung mit dem Präsidenten (Act III. Sc. 2.) als den geistlosen Höfling, der »sechszehn Visiten von allerhöchster Importance abzustatten, aber keine Unze Gehirn im Kopfe hat.» —

Wenn vielleicht etwas mit Grund zu tadeln wäre, so möchte es der Eingang des Stücks seyn. Abgesehen davon, daß er die traurige Catastrophe desselben durchaus nicht ahnen läßt, so dürfte auch das Gespräch zwischen Miller und seiner Frau (Act I. Sc. 1.) künstlerisch betrachtet nicht zu rechtfertigen seyn. Auch findet sich zwischen dem

Ton, mit dem Miller hier auftritt, und seinen spätern Aeußerungen, zumal gegen das Ende des Stücks, eine zu auffallende Verschiedenheit.

Don Carlos.

Vielleicht wurde selten ein neueres dramatisches Product mit so allgemeinen Enthusiasmus aufgenommen, als Schillers Don Carlos. Die mannigfachen Schönheiten dieses Trauerspiels wurden von Kennern empfunden und gewürdigt, und selbst der ungebildetere Theil des Publikums staunte wenigstens die großen und erhabenen Gestalten an, die ihm der Dichter vor Augen führte, ohne sich von dem gehabten Eindruck genau Rechenschaft geben zu können. Ein so entschiedener Beifall der Zeitgenossen bleibt aber immer ein ziemlich richtiger Beweis für den Werth oder wenigstens für das Interesse eines dichterischen Products.

Das letztere mußte sehr natürlich »die schreckliche Situation eines Vaters erwecken, der mit seinem eignen Sohne so unglücklich eifert, so wie

die schrecklichere Situation eines Sohns, der, bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich, ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert wird." — *)

Don Carlos, der edle, feurige, der Liebe, wie der Freundschaft offene Jüngling, gehört gewiß zu den liebenswürdigsten Characteren. Er hatte einst mit seinem Jugendfreunde Posa eine gleiche Tendenz, aber eine glühende, verzehrende Leidenschaft, die er gegen die Königin, seine Mutter, nährt, scheucht diese frühern Ideen aus seiner Seele hinweg. Er gesteht dieß selbst in den Worten (Act I. Sc. 2.) seinem Freunde:

„Den du hier siehst, das ist der Carl nicht mehr,
Der in Alkala von dir Abschied nahm,
Der sich vermaaß in süßer Trunkenheit
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden — O der Einfall
War kindisch, aber göttlich schön. Vorbei
Sind diese Träume."

---

*) Schillers eigene Worte in einem Briefe an Dalberg vom 7. Juny 1784.

Carlos steht dadurch mit dem Maltheser in einem milden Contrast, daß ihm die ursprüngliche Gewalt des Geistes fehlt, die, ohne durch eine Leidenschaft gehoben zu werden, sich aus eigener Kraft im Fluge erhält.

Posa ist einer der merkwürdigsten Menschen. Ein glühendes Ideal schwebt vor seiner Seele, es ist nichts anders als das Wohl der ganzen Menschheit. Sein Wirken und Streben gehört der ganzen Welt mit allen kommenden Geschlechtern. Seine Freundschaft, seine edelsten Gefühle sind nur als Mittel jenem höhern Zwecke untergeordnet, dem er selbst sein Leben als Opfer darbringt.

Diese Größe Posa's entkräftet freilich den Antheil, den wir an Carlos nehmen, und der, Schillers eigenen Aeußerungen zufolge, *) dem anfänglich mit so vieler Liebe behandelten Character des Prinzen allein gehören sollte. Die häu-

*) S. d. Briefe über Don Carlos (in Sch. Werken Bd. IV. S. 481 u. f.)

figen Unterbrechungen, während denen Schiller dieß Trauerspiel schrieb, seine verschiedenen Schicksale, seine veränderten Ansichten hatten diese Verwechselung des Hauptheldes unmerklich herbeigeführt. Der Dichter gesteht selbst ein: Carlos sey vielleicht nur deßwegen aus seiner Gunst gefallen, weil er (Schiller) ihm an Jahren vorgerückt sey, und aus derselben Ursache habe Posa seinen Platz eingenommen.

Losgerissen von allen sanften menschlichen Verhältnissen steht Philipp II. da, im Gefühl angeborner Hoheit und Kraft sich eine eigene Welt schaffend, die niemand mit ihm theilt. So unedel, ja unvernünftig dieser Zweck mit Hinsicht auf die menschliche Natur ist, so zeigt sich doch in Philipp eine entschiedene große Kraft, die mit voller Consequenz einen, wenn gleich verfehlten Plan verfolgt. Denn im Grunde fordert sein Bestreben, sich in dieser traurigen Abgeschiedenheit zu erhalten, nicht geringere Aufopferung, als der Enthusiasmus des Maltheser. Sehr auffallend ist der Contrast, in denen beide zu einander stehen,

und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Schillern bei diesen Gegensätzen nachfolgende Ideen als leitendes Princip dienten:

»Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwey höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus säet für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — einerley vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerley, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!« — *)

---

*) S. d. philosoph. Briefe (in Sch. Werken Bd. IV. S. 459.)

Posa's Gespräch mit Philipp (Act III. Sc. 10.) wird immer als ein Meisterstück dastehen, wenn es gleich auf der Bühne minder verständlich, und daher von geringerem Interesse als beim Lesen ist. Der Marquis, den Philipp selbst mit den bedeutenden Worten characterisirt (Act III. Sc. 5.)

— — „im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einz'ge Mensch, der meiner nicht bedarf,"

sagt hier dem Könige nie gehörte Wahrheiten über Menschenrechte und Menschenwürde (Act III. Sc. 10.)

— — Stellen Sie der Menschheit
Verlor'nen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte u. s. w.

Es verdient dabei als ein feiner Zug nicht übersehen zu werden, daß Posa, statt den König mit philosophisch durchgeführten Gründen zur Ueberzeugung zu führen, vielmehr nur ein Heer

von finstern Vorstellungen und peinlichen Empfindungen in ihm weckt, die aus den despotischen Grundsätzen des Unterdrückers entspringen und ihm so die Quelle seines eignen Elends zeigt. (Act III. Sc. 10.).

— — „Ihre Schöpfung
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blatts
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern." —

Philipp bietet ihm Gnade für seine Person, Duldung für ihn allein an, die aber Posa als Cosmopolit mit den schönen Worten verschmäht (Act III. Sc. 10.)

— — „Und meine
Mitbürger, Sire? — O nicht um mich war's mir
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen!" —

Auch die übrigen minder hervorstechenden Personen zeigen in wenigen aber characterischen Zügen ihre Individualität. So der rauhe, grausame Herzog von Alba und noch mehr der schleichende Beichtvater Domingo. Ein schrecklich schö-

ner Zug ist es, wie Philipp, da Domingo leise den Verdacht des Volks berührt: als sey die Infantin nicht seine wahre Tochter, mit verzweiflungsvollen Worten den Herzog von Alba hereinruft: (Act III. Sc. 4.)

— — „Toledo!
Ihr seyd ein Mann. Schützt mich vor diesem Priester!“

Meisterhaft ist auch Schillern die Zeichnung der weiblichen Charactere gelungen. Elisabeth ist von Huber mit einer Raphaelischen Zeichnung verglichen worden. Und in der That, wer fühlte sich nicht von der hohen, idealischen Würde, der stillen Erhabenheit, Seelengröße und sanften Milde zugleich, die in diesem Character herrscht, hingerissen! Sehr schön ist die Schilderung, die Posa von ihr entwirft (Act II. Sc. 15.)

„In angebor'ner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht;
Mit festem Heldenschritte wandelt sie

Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt.“

Der Character der Prinzessin Eboli ist freilich nicht so rein. Ihre Tugend wird offenbar durch Egoismus bedingt. Nur so lange sie liebt und Liebe von Carlos erwartet, kann sie nicht lasterhaft werden. Sie wird durch nichts als Eigennutz an edlere Gesinnungen gefesselt. »Diese Tugend,» sagt Posa (Act II. Sc. 15.)

„Ich fürchte sehr, ich kenne sie. — Wie wenig
Reicht sie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In stolzer schöner Grazie empfangen,
Freiwillig sproßt, und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüthen treibt! Es ist
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhen Himmelsstrich getrieben,
Erziehung, Grundsatz, nenn' es wie du willst,
Erworb'ne Unschuld, dem erhitzten Blut
Durch List und schwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der sie fordert und bezahlt,
Gewissenhaft, sorgfältig angeschrieben.“

Verschiedene weibliche Nebencharactere sind mit wenigen Worten trefflich gezeichnet, so die Hofdamen der Königin.

So ruhig sich in den ersten drey Acten dieses Trauerspiels die Situation der Personen und ihre Charactere in einer ununterbrochenen Handlung entwickeln, um so befremdender scheint die Art, wie Posa mit Beginn des vierten Aufzugs die erlangte Gewalt über Philipps Herz zur Rettung seines Freundes und der Königin nutzt. Es wird dem Leser, wie dem Zuschauer schwer, dieser verwickelten Intrique zu folgen, um so mehr, da man den Malthesef selbst fast gar nicht mehr wiedererkennt. Der tiefe Welt- und Menschenkenner Posa konnte wohl, nachdem er ein Spiel verloren hat, das nie gewommen werden konnte, nicht sagen (Act IV. Sc. 21.)

„Wer ist der Mensch, der sich vermessen will,
Des Zufalls schweres Steuer zu regieren,
Und doch nicht der Allwissende zu seyn!"

So schwächt es auch den Antheil, den wir an seinem tragischen Ende nehmen, daß wir in ihm

nichts als den Märtyrer erblicken, der im Grunde nicht sowohl für seinen Freund, sondern nur des Märtyrerthums wegen stirbt.

Die Catastrophe des Stücks, wo Philipp sich des Prinzen in dem Augenblicke, da er von der Königin Abschied nimmt (eine der ergreifendsten Scenen) bemächtigt, und ihn dem Großinquisitor überliefert, dürfte vielleicht etwas Ueberraschendes haben. Wir erblicken nun in dem Könige, den wir frei und selbstständig handeln sahen, nur ein willenloses Werkzeug höherer Macht, dazu bestimmt, die verborgenen Pläne der Hierarchie auszuführen.

Wallenstein.

Wie die historischen Vorarbeiten zu seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande Schillern die nächste Veranlassung zum Don Carlos gaben, so wurde er wahrscheinlich durch die Herausgabe des dreißigjährigen Krieges bestimmt, Wallenstein zum Helden eines dramatischen Gedichts zu

wählen. Wir wissen aus seinen in der vorstehenden Biographie mitgetheilten Briefen, wie lange sich der Dichter mit der Bearbeitung dieses Süjets herumtrug, ja wie er einigemale nah daran war, es gänzlich aufzugeben. Der Stoff, der sich vor ihm in allen Richtungen ausdehnte, nöthigte ihn endlich zu dem, freilich für die Vorstellung auf der Bühne bedenklichen Schritte, das Stück in drey Theile zerfallen zu lassen. Sie machen indeß immer nur eine Handlung in eilf Acten aus. Wallensteins Lager enthält die Exposition; in den beiden Piccolomini's wird der Knoten geschürzt, in Wallensteins Tode gelöset.

Man sieht deutlich, daß es Schillern daran lag, ein ganzes Gemälde der Zeit, worin und auf die Wallenstein wirkte, uns vor Augen zu stellen, und ihn selbst aus dem Hintergrunde dieses Bildes in seiner ganzen Größe und Kraft hervortreten zu lassen. Nach dieser Ansicht wird es begreiflich, wie Schiller sich unmöglich in den Raum von fünf Acten einschließen konnte.

Der Dichter schildert uns zuerst Wallensteins Heer, weil in ihm der Geist und die ganze Bedeutung des Helden liegt.

— „seine Macht ist's, die sein Herz verführt,
Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen."

Und wie voll des characteristisch bewegtesten Lebens ist nicht dieß Lager mit seinem mannigfachen Treiben von Marketenderinnen, Bauern, Kapuzinern und roh in den Tag hinlebenden Soldaten! Die Zeichnung der einzelnen Stände ist hier Schillern ausnehmend geglückt. Des Friedländers Pläne, Questenbergs Aufträge werden hier, wenn auch leise nur, angedeutet. Wir sehen die verschiedenen Bande des Ehrgeizes, des Eigennutzes, der persönlichen Zuneigung, die das Heer an Wallenstein knüpfen.

Man höre nur die Stelle (Wallenst. Lager No. 6.)

„Kann's der Soldat wo besser kaufen?
Da geht Alles nach Kriegessitt',
Hat Alles einen großen Schnitt,
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den untersten Reiter mit u. s. w.

Die Größe des Haupthelden wird indeß im Stücke überall mehr vorausgesetzt, als gezeichnet. »Der historische Wallenstein, sagt Schiller selbst in seinen Briefen, war nicht groß, der poetische sollte es nie seyn. Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu seyn, weil er glücklich gewaltig und keck war, er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er splendid und königlich freigebig war, und die er auf Unkosten der ganzen Welt in Ansehen erhielt. Aber in seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Planen phantastisch und excentrisch, und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Was an ihm groß

erscheinen, aber nur scheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, also gerade das, was ihn zum tragischen Helden schlecht qualifizirte. Dieses mußte ich ihm nehmen, und durch den Ideenschwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entschädigt zu haben." —

Wallensteins Herz folgt zwar der Stimme des Ehrgeizes, zu dessen Befriedigung er alle Kräfte aufbietet. Allein er versinkt zugleich in ein dumpfes Hinbrüten, und dieß düstre verschlossene Wesen veranlaßt seine scheinbare Unthätigkeit. Dazu kommt noch, daß der Zeitpunkt seines Handelns durch die Stellung der Gestirne bestimmt wird, die zugleich die Quelle seines blinden Vertrauens auf Octavio sind. Seine Fehlgriffe in der Unterredung mit dem schwedischen Obristen Wrangel. (Wallenst. Tod Act I. Sc. 5.) die vereitelte Anrede an die Pappenheimer (ebendas. Act III. Sc. 15.) zeigen ihn als Feldherrn nicht von der glänzendsten Seite. Dagegen gewinnt er bei uns als Mensch durch den innigen Antheil,

den er an Max Piccolomini's Tode nimmt (Wallenst. Tod. Act V. Sc. 3.)

„Verschmerzen werd' ich diesen Schlag, das weiß ich,
Denn was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten,
Wie vom Gemeinsten, lernt er sich entwöhnen,
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fühl' ich's wohl, was ich an ihm verlor.
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend u. s. w.

Wallensteins Character, so wie die Tendenz des ganzen Gedichts, spricht sich in seinem Monologe aus (Wallenst. Tod. Act I. Sc. 4.)

Wär's möglich! Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht u. s. w.

Von seinem Stolz und Ehrgeiz gibt uns folgende Stelle einen sehr auffallenden Beweis (Wallenst. Tod. Act I. Sc. 7.) „Eh' ich, sagt er,

— — sinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der so groß begonnen,
Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sey die Losung
Für jede fluchenswerthe That." —

Octavio Piccolomini, mit unerschütterlicher Treue seinem rechtmäßigen Herrn ergeben, zeigt sich uns als ein kluger, umsichtiger Mann, der außerdem noch durch die Liebe zu seinem Sohne ein besonderes Interesse gewinnt. Einen Theil der unsrigen entzieht ihm sein hinterlistiges, ränkevolles Benehmen gegen Wallenstein, das dieser mit den Worten schildert (Wallenst. Tod. Act III. Sc. 9.)

„Das war kein Heldenstück, Octavio!
Nicht deine Klugheit siegte über meine,
Dein schlechtes Herz hat über mein gerades
Den schändlichen Triumph davon getragen."

Wirklich scheint ihn bei seiner That nicht reiner Patriotismus, sondern auch Ehrgeiz geleitet zu haben. Er hat, sagt Illo,

„Sein ganzes Leben lang sich abgequält
Sein altes Grafenhaus zu fürsten.“

Eine andere Ansicht hat der Dichter selbst von diesem Character. »Es lag,« sagt Schiller in einem seiner Briefe, »weder in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß sich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie, er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger.« —

Anziehender als der Vater ist für uns der Character des Sohnes. Max Piccolomini steht in seiner jugendlichen Kraft, mit seiner Begeisterung für alles Schöne und vorzüglich mit seiner Liebe zur Thekla als ein freundliches Bild da, bei dem man gern verweilt und immer zu ihm zurückkehrt. Auch das unwandelbare Gefühl für Pflicht und Recht und die daraus entspringende Resignation auf jedes Glück, jede kaum empfundene Seligkeit machen diesen Character höchst liebenswürdig. Nur ein so zartes, tief fühlendes Gemüth, als das seinige, vermochte in dem seligen Moment beglückter Liebe der Sternkunde diese Ansicht abzugewinnen (Piccom. Act. III. Sc. 4.)

„O nimmer will ich seinen Glauben schelten
An der Gestirne, an der Geister Macht.
Nicht blos der Stolz des Menschen füllt den Raum
Mit Geistern, mit geheimnißvollen Kräften:
Auch für ein liebend Herz ist die gemeine
Natur zu eng und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt. — —
Die alten Fabelwesen sind nicht mehr,

Das reizende Geschlecht ist ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn sie jetzt,
Die sonst im Leben freundlich mit gewandelt.
Dort winken sie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne."

Und Thekla erwiedert so schön darauf:

„Wenn das die Sternenkunst ist, will ich froh
Zu diesem heitern Glauben mich bekennen.
Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermess'nen Höh'n,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst wurden, schon geflochten ward."

Thekla's Character ist trefflich gezeichnet. Sie verdient von einem Jüngling wie Max geliebt zu werden; sie ist es werth, daß er seiner Liebe selbst das Leben aufopfert. Ihr zarter reiner Sinn, ihr Gefühl, stets das Würdige und Rechte aufzufinden, vorzüglich aber die Stärke des Geistes, mit der sie ihren schönsten Hoffnungen entsagt,

um nur das Pflichtgefühl des Geliebten zu retten (Wallenst. Tod. Act III. Sc. 21.)

„Geh' und erfülle deine Pflicht! Ich würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdest edel stets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue soll
Nicht deiner Seele schönen Frieden stören."

gewinnen ihr unsern ganzen Antheil, der noch durch ihre Liebe und zarte Besorglichkeit für die Mutter vermehrt wird. Innig bewegt von dem Schmerz der Herzogin bei der Nachricht von Wallensteins Abfall, vergißt sie augenblicklich ihr eigenes Unglück (Wallenst. Tod. Act III. Sc. 2.)

„O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich!" —

Erst später denkt sie an sich selbst, und an das unglückliche Verhältniß ihrer Liebe:

„Gut werden! Was? Wir sind getrennt auf
immer! —
Ach, davon ist nun gar nicht mehr die Rede."

Auf eine sehr ergreifende Weise läßt Schiller Thekla, gleichsam als Schicksalsstimme die Worte sagen (Piccolom. Act III. Sc. 9.)

„Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus u. s. w.“

Die Herzogin von Friedland spricht wenig, doch ist sie es, die gleich in der ersten Scene, wo sie auftritt, uns den ganzen Glanz der Wallensteinischen Fürstengröße vor Augen führt. (Piccolom. Act. I. Sc. 2.)

In dem Character der Gräfin Terzky läßt sich wohl ein gewisser Zug von Hohn und Schadenfreude nicht verkennen; der Dichter will sie indeß davon freisprechen. »Meiner Gräfin Terzky,« schreibt Schiller in einem seiner Briefe, »möchte etwas zu viel geschehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu den Hauptzügen ihres Characters machte. Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem

politischen Theater, wenn sie Character und Ehrgeiz hat, moralischer handelte."

In einigen Nebenfiguren, wie dem Feldmarschall Illo und dem Grafen Terzky, die Wallenstein oft scharf auf den Leib rücken und den Abstand nicht gehörig zu beobachten scheinen (Piccolom. Act II. Sc. 6.) erblicken wir gleichsam die rohe Masse, aus der sich Wallenstein durch seine überwiegende Kraft emporgearbeitet hat. — Einen scharfen Contrast bildet auch der ehrgeizige, rachsüchtige Buttler mit dem gutmüthigen und dabei schwachen Gordon, vorzüglich in dem entscheidenden Momente kurz vor Wallensteins Ermordung. (Wallenst. Tod. Act V. Sc. 6.)

Der letzte Auftritt des Helden ist trefflich geschildert. Die höhere Ruhe, das Vertrauen auf sich, das in Wallensteins Seele zurückkehrt (ebendas. Sc. 4.)

— — „Es treibt der ungeschwächte Muth
Noch frisch und herrlich auf der Lebenswoge."

macht durch den Contrast mit dem schrecklichen Schlage, der, wie der Zuschauer weiß, Wallenstein bald und unausbleiblich treffen muß, einen sehr bedeutenden Effekt. Man könnte vielleicht sein tragisches Ende nicht sowohl einen Sturz, als vielmehr ein leises, unscheinbares Versinken nennen. »Er legt,« wie Jean Paul sehr treffend von ihm sagt, »ein Waffenstück nach dem andern von seiner eisernen Rüstung ab, bis er nackt genug für die letzte Wunde da steht.« *)

Der Schluß des Stücks ist sehr bedeutend. Man fühlt die Empfindungen mit, die den unglücklichen Octavio in dem Augenblicke durchbohren müssen, da ihm Gordon den kaiserlichen Brief mit den vorwurfsvollen Worten überreicht; »Dem Fürsten Piccolomini.« —

---

*) Vorschule d. Aesthetik. Abth. 2. S. 379.

Maria Stuart.

Die Haupttendenz dieser Tragödie scheint folgende zu seyn. Der Dichter wollte uns zeigen, wie eine schöne Natur, durch den Andrang stürmischer Leidenschaften bis zum Laster irre geführt, doch durch ihr inneres besseres Selbst unsrem Gemüthe mehr zusage, als jener kalte, menschenfeindliche Egoismus, der Alles um sich her nur als Mittel achtend, seinen höchsten Zweck allein in sich selbst sucht, und den kein Band, als das allgemeine Bedürfniß an die Menschheit fesselt.

Mit bewundrungswürdiger Leichtigkeit wird der Plan des Stücks in den ersten Acten entfaltet und die Zusammenkunft der beiden Königinnen eingeleitet. Daß Schiller indeß gleich im Eingange nichts spart, uns gegen Maria einzunehmen, und verabscheuungswürdige Verbrechen so ausmahlt (Act I. Sc. 4.) daß wir die Verirrte schon im Voraus als ein dem Tode bereits

verfallenes Opfer halten, dürfte, insofern es unsern Antheil an Maria schwächt, nicht ganz zu rechtfertigen seyn.

Die Schürzung des Knotens in dieser Tragödie erfolgt im dritten Act. Ein langes, drükkendes Kerkerleben hat Maria's Seelenkräfte geschwächt, ein tiefer Gram die frische Blüthe der Jugend abgestreift. Da wird es ihr vergönnt sich nach langer Entbehrung wieder der frischen Luft, des duftenden Grüns zu erfreuen. (Act III. Sc. 1.)

„Bin ich dem finstern Gefängniß entstiegen,
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freye, die himmlische Luft.“

Und jetzt, wo sie gleichsam die ganze Natur voll Entzücken an sich schließt, wo sie den eilenden Wolken zuruft, ihr Jugendland zu grüßen — in diesem überseligen Augenblicke tritt ihr die bitterste Feindin, die alle ihre Freuden tödtete, und das Vertrauen, womit die Flüchtige sich in ihre Arme

warf, so schändlich mißbrauchte, wie ein finstrer, unheildrohender Dämon entgegen. Maria fühlt selbst, wie wenig sie auf diese Zusammenkunft gefaßt ist. »Ich habe« sagt sie (Act III. Sc. 3.)

„Ich habe drauf geharret — Jahre lang
Mich drauf bereitet, Alles hab' ich mir
Gesagt, und in's Gedächtniß eingeschrieben,
Wie ich sie rühren wollte und bewegen!
Vergessen plötzlich, ausgelöscht ist Alles,
Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl."

Und kurz darauf:

„Ach, mein Verderben hab' ich mir erfleht,
Nie hätten wir uns sehen sollen, niemals!
Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen u. s. w.

Empörend ist die Art, wie Elisabeth die tief Gebeugte empfängt, wie sie, als sich Maria zu ihrem Herzen wendet, ihr kalt und streng ihre Macht und ihren Rang entgegensetzt, und als Maria flehend vor ihr niedersinkt, mit Hohn ausruft: (Act III. Sc. 3.)

Ihr seyd an eurem Platz, Lady Maria!
Und dankend preis' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu euren Füßen
So liegen sollte, wie Ihr jetzt zu meinen." —

Alles hat Maria geduldet, die Vorwürfe über ihr politisches und moralisches Betragen; als Elisabeth aber endlich auch ihre Weiblichkeit durch die empörende Aeußerung angreift:

„Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit
Zu seyn, als die gemeine seyn für alle!"

da bricht Mariens lang verhalt'ner Zorn lodernd hervor, der sich zuletzt bis zu den Worten steigert:

„Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen. —
Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt; denn ich bin Euer König." —

Eine Schmähung dieser Art konnte Elisabeth um so weniger verzeihen, als sie tief im Innersten die Wahrheit dieser Vorwürfe fühlt. Maria ist

von diesem Augenblicke an verloren. Ihr Schicksal wird aber dadurch noch beschleunigt, daß der Versuch eines Rasenden, die Königin zu ermorden, gerade in diese Zeit fällt. (Act III. Sc. 8.) Und doch schaudert Elisabeth, die Meinung der Welt fürchtend, vor dem Federzuge zurück, von dem die Vollziehung des Todesurtheils abhängt. Aber die lebhafte Erinnerung an die unglückliche Zusammenkunft in Fotheringhay drängt ihre Bedenklichkeiten zurück (Act IV. Sc. 10.)

„Ein Bastard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, so lang du lebst und athmest.
Der Zweifel meiner fürstlichen Geburt,
Er ist getilgt, sobald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett' geboren!“ —

Maria ist einer der interessantesten Charactere. Sehr schön hat der Dichter ihre blühende, üppige Sinnlichkeit und den daraus entspringenden Leichtsinn durch eine natürliche Anmuth und Würde gemildert. Ihr im höchsten Grade reizbares Gemüth faßt stets nur die heitere Seite des Lebens

auf; sie will es in seiner ganzen Fülle und ungestört genießen. Tritt daher eine Unterbrechung des Genusses ein, so schützt Mariens Leidenschaftlichkeit sie selbst nicht vor Verbrechen, über die sie später die bitterste Reue empfindet (Act I. Sc. 4.)

„Frischblutend steigt die längst vergeb'ne Schuld
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten racheforderndes Gespenst
Schickt keines Messedieners Glocke, kein
Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft." —

Eine sehr glückliche Idee war es von Schillern, Maria nach dem Auftritte in Fotheringhay verschwinden, und erst kurz vor ihrem Tode, wie ein schon verklärtes Wesen wieder erscheinen zu lassen. Leiden haben ihre Seele geläutert und sie über alles Irdische erhoben, woran früher ihr Herz gefesselt war. Die feste Zuversicht künftiger Seligkeit gibt ihr Kraft und Muth, dem Tode unerschrocken entgegenzugehen. (Act. V. Sc. 6.)

„Wohlthätig, heilend nahet mir der Tod,
Der ernste Freund! Mit seinen schwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — den Menschen adelt,
Den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal.
Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edlen Seele." —

Durch die hohe Religiosität, die ihr Schiller, ganz der Natur eines solchen Characters gemäß, gibt, fühlen wir uns doppelt zu Marien hingezogen, und es bedurfte vielleicht insofern dieses erhöhten Antheils, als der Dichter sie kinderlos darstellt und dadurch das Bild ihrer Leiden schwächt.

Wie Maria allein durch ihre Weiblichkeit, und zwar in so hohem Grade interessirt, daß wir sie uns eigentlich als Königin gar nicht denken, so beruht der Antheil, den wir an Elisabeth's Character nehmen, einzig auf ihrem Herrschertalent. Sie sieht stets mit scharfem, gespanntem Blick in die Zukunft, indeß Mariens ganzes Leben nur der Gegenwart, dem Genusse des Augenblicks gehört. Ihre leidenschaftliche Liebe, aus

der alle ihre Verirrungen und Laster entspringen, ist in ihr innerstes Wesen verflochten; sie ist ihr gleichsam Sache des Lebens. In Elisabeth's Character ist dieselbe Neigung dem Stolze und der Herrschsucht untergeordnet; ihre Günstlinge sind zugleich ihre Sklaven. Sie verräth überall Geisteskraft und Festigkeit des Willens, aber die sanftern, reinmenschlichen Eigenschaften, die Mariens Character so liebenswürdig, und ihre Verbrechen zum Theil vergessen machen, gehen ihr ganz ab. Daß Maria auch schön, daß sie schöner als Elisabeth ist, gereicht ihr bei dieser sehr zum Vorwurfe. (Act III. Sc. 4.)

„Das also sind die Reizungen, Lord Lester,
Die ungestraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib sich wagen darf zu stellen!

und man könnte vielleicht sagen, daß sie in Marien auch gewissermaßen die Nebenbuhlerin hinrichten lasse.

Mariens Reize werden uns an mehrern Stellen geschildert. „Sie überstrahlte blühend

alle Weiber!" sagt selbst der greise Shrewsbury von ihr (Act II. Sc. 3.) Am feurigsten beschreibt sie Mortimer (Act III. Sc. 7.)

„Sie wollen dich enthaupten, diesen Hals,
Den blendend weißen, mit dem Beil durchschneiden.
O weihe du dem Lebensgott der Freuden,
Was du dem Hasse blutig opfern mußt!
Mit diesen Reizen, die nicht dein mehr sind,
Beselige den glücklichen Geliebten!
Die schöne Locke, dieses seid'ne Haar,
Verfallen schon den finstern Todesmächten,
Gebrauch's, den Sklaven ewig zu umflechten!" —

Und die in der höchsten Liebesraserey gesprochenen Worte (ebendas.)

„Man schleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
Zerreiße man mit glühender Eisenzange,
Wenn ich dich, Heißgeliebte, umfange." —

Man erkennt in dieser, wie in andern Stellen den glühenden Schwärmer, den kräftigen, aber stets von der Sinnlichkeit beherrschten Jüngling. Sie reißt ihn, wenn auch in veränderter Gestalt (Act I. Sc. 6.) immer mit sich fort und ist die

Triebfeder aller seiner Handlungen. Er erscheint daher eigentlich nie edel, wohl aber keck, feurig und entschlossen, und gerade diese Kraftäußerung, dieses Feuer der Empfindung ist es, wodurch er interessirt. Er gewinnt indeß auch außerdem noch durch den schneidenden Contrast mit Leicesters heuchlerischem, unsicherm Character. Der letztere ist, vorzüglich mit Hinsicht auf die fortwährende Gunst, in der er sich bei der Königin erhält, fast zu verächtlich geschildert. Schon die niedrige Schmeicheley, die er anwendet, sie zu einer Zusammenkunft mit Marien zu bereden, hätte wohl den Heuchler vor dem Scharfblicke der Elisabeth entlarven sollen. (Act II. Sc. 9.) Dadurch, daß er Marien selbst das Todesurtheil ankündigt (Act V. Sc. 9.) setzt er seiner Niederträchtigkeit die Krone auf. Aber die rächende Nemesis ereilt ihn und peinigt den Elenden vor unsern Augen mit den Furien der Reue und wilder Verzweiflung (Act V. Sc. 10.)

Burleigh wird von dem Dichter als der leidenschaftliche Feind Mariens dargestellt, ohne

daß indeß die Gründe seines Hasses gehörig motivirt sind. Er bildet einen scharfen Contrast mit Shrewsbury, der sich aus strengem Rechtsgefühl der unterdrückten Maria annimmt, und zuletzt mit den bittern Worten von Elisabeth scheidet: (Act V. Sc. 15.)

— — „Ich habe deinen edlern Theil
Nicht retten können. Lebe, herrsche glücklich!
Die Gegnerin ist todt. Du hast von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchst nichts mehr zu achten!“

Der heftige Wortwechsel zwischen Burleigh und Leicester dürfte, wenigstens in Gegenwart der Königin, etwas Unschickliches haben.

Schlüßlich noch eine Bemerkung über das Erscheinen und Abgehen der beiden Königinnen. Maria tritt mit dem Kreuze auf (Act I. Sc. 2.) und verschwindet wieder damit, von jedem Erdenschmerze geläutert. Durch ihre letzten Worte verklärt sie sich zur Heiligen, und vollendet ihre tragische Würde, indem sie, von allen beweint, dem

Tode entgegengeht. Elisabeth's erstes Auftreten wird von einem Treubruche begleitet, und verlassen von allen steht sie am Schlusse des Stücks da.

Die Jungfrau von Orleans.

Wie einst in der Geschichte, so trat auch Johanna im Gebiete der Dichtkunst als eine sehr überraschende Erscheinung auf.

Schiller hatte dieß Werk eine romantische Tragödie genannt, allein der Begriff des Romantischen war noch nicht gehörig entwickelt und wenig bekannt. In der neuern Aesthetik wird es bekanntlich als unendliche Sehnsucht nach dem Absoluten und Unendlichen definirt, und so dem Antiken, als dem positiven und real gebildeten Unendlichen, entgegengesetzt. Diese Eintheilung kann indeß der Dichter schwerlich vor Augen gehabt haben, da eigentlich jener Character von allen Werken neuerer Kunst unzertrennlich ist, und demzufolge auch die übrigen Trauerspiele Schil-

lers mit dem Namen romantischer Tragödien zu bezeichnen wären.

So schien es denn in der That schwierig, den rechten Gesichtspunkt auszumitteln, aus dem man dieß Trauerspiel zu betrachten habe. Man hatte erwartet, daß Schiller, wie er es in seinen frühern Werken gethan, auch hier den Character eines von glühender Vaterlandsliebe begeisterten Mädchens blos aus der Tiefe der menschlichen Natur entwickeln werde, und sah sich überrascht, einer gottbegeisterten Jungfrau zu begegnen, die nur als Werkzeug einer himmlischen Sendung dasteht, und in dem Augenblicke, wo ihr eignes menschliches Wollen jenem höhern Befehle entgegenstrebt, hart dafür büßen muß. — Vielleicht sollte dieß Trauerspiel ein Versuch seyn, unsre Unzufriedenheit mit dem Schicksal durch Ahnung einer höhern Leitung der Dinge aufzuheben und uns gleichsam den Trost zurufen: Der Mensch, insofern er nur dem Gott im Busen folge, sey wohl über das Schicksal erhaben. Daß aber diese

Idee bei der Jungfrau zum Grunde liege, bezeugt ihr eigener Jammerruf (Act IV. Sc. 1.)

„Ach, aus der Freude Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.“

Sie ermannt sich indeß, da sie schon durch Schuld dem Verhängniß verfallen ist, und zeigt sich uns als moralisch große Person.

Der Prolog des Stücks, gewöhnlich nur zur Exposition des Historischen und Localen bestimmt, eröffnet hier die Handlung selbst. Sie beginnt mit dem Augenblicke, wo Johanna sich den Helm aufsetzt und in Begeisterung ausruft: (Prolog. Sc. 3.)

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.
Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern.
Sein Maaß ist voll, er ist zur Erndte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und seines Stolzes Saaten niedermähn u. s. w.

Merkwürdig ist es, daß Johanna gleich anfangs in einem zweifelhaften Lichte erscheint, ob

ihre Eingebungen wirklich von der Himmelskönigin herrühren, oder ob nicht vielleicht auch tückische Mächte der Hölle an ihrer Sendung Theil haben. Denn gerade jener geheimnißvolle, unheildrohende Druidenbaum, »den alle glücklichen Geschöpfe fliehn," ist es, und keinesweges die Capelle, woher Johannen die Träume und Visionen kommen. Auch war es jene Eiche, unter der ihr die Jungfrau Maria erschien (Act I. Sc. 10.) Daß sie auf des Vaters Meinung über diesen Baum und seine sonstigen Vorwürfe über ihr Betragen nichts erwiedert, erklärt ihr tief in sich versunkenes Gemüth, der mit hohen Zwecken beschäftigte Geist, der auf Alles außer sich nicht achtet. Mit völligem Vertrauen auf die Wunderkraft jener Eiche, gedenkt Johanna derselben vor dem Könige (Act I. Sc. 10.)

Und eine heil'ge Eiche steht daneben
Durch vieler Wunder Seegenskraft berühmt;
Und in der Eiche Schatten saß ich gern,
Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz,

Und ging ein Lamm mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief.

Unstreitig hat Schiller diesem Stücke unter allen seinen dramatischen Werken die größte Sorgfalt gewidmet, ja mit sichtbarer Liebe daran gearbeitet. »Die Jungfrau von Orleans,« sagt er selbst in seinen Briefen, »ist in ihrer Art ein einziges Süjet, und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenie der Griechen.« —

Johanna, als Hauptcharacter, macht nicht nur die Seele des Ganzen, sondern das Ganze fast allein aus, wie es die in einem Schauspiel zusammengedrängte Darstellung ihres Heldenlebens erforderte. Demuthsvoll und anspruchslos in allem, was sie selbst betrifft, blickt in ihrem Character da, wo sie in ihrem Berufe als gottgesendete Prophetin erscheint, überall Hoheit, Würde und die glühendste Begeisterung hervor. Sie flammt zuerst in dem Augenblicke empor,

wo der Jungfrau die hohe Offenbarung kommt (Prolog. Sc. 3.)

„Dieses Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln tragen eines fremden Volks?
Hier scheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht,
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig;
Von hier aus ward Jerusalem erobert." —

Aber wir sehen dieß Feuer der Begeisterung in der Anrede an den englischen Herold fortlodern (Act I. Sc. 11.)

Die Jungfrau kömmt vom Könige des Himmels
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg. —
Euch ist das schöne Frankreich nicht beschieden
Vom Sohne der Maria — sondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen in Paris u. s. w.

Diese Anhänglichkeit an den angestammten König ist überhaupt ein sehr liebenswürdiger Zug

ihres Characters, den uns Schiller in seinen Briefen näher entwickelt.

»Der König,« sagt er, »war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmannes, gegen den Uebermuth und die stolze Gewalt des Adels und der hohen Vasallen. Darum mußte er der Schäferin Johanna schon darum im milden Lichte eines Retters erscheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die sich das Reich als ein Abstractum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anstrengungen sich den guten, liebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, besonders in den Abschiedsstanzen am Schlusse des Prologs gerechtfertigt werden können.« —

Die Scene, wo Johanna den Herzog von Burgund zur Wiedervereinigung mit Frankreich bewegt, zeigt ihren Character wieder von einer neuen, sehr anziehenden Seite. Wie kindlich, einfach und doch wie überzeugend sind hier die Worte der Jungfrau:

— „Ist das, was ich dir sage, gut,
Wo anders als von oben konnt' ich's schöpfen?
Wer hätte sich auf meiner Schäfertrift
Zu mir gesellt, das kind'sche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn? u. s. w.

Durch Johanna's Zusammentreffen mit Lionel und das daraus entspringende Gefühl ihrer Schuld hat der Dichter die Heldin, »deren Panzer kein Herz deckt,“ wieder der Menschheit näher gebracht. Die zarten Gefühle des Weibes erwachen wieder in ihrem Busen; sie denkt mit Thränen der Sehnsucht an ihre verlassene Heimath zurück. (Act IV. Sc. 9.)

„Da ich die Heerde trieb auf unsere Höhen,
Da war ich glücklich, wie im Paradies. —
Kann ich's nicht wieder seyn, nicht wieder werden?“

Die treffliche Scene zwischen Johanna mit Montgomery ist rein epischer Art und sehr sichtbar aus Homer *) entlehnt. Schiller gibt dieß selbst in seinen Briefen zu. »Nennen Sie es immer,“

*) Im 21sten Gesange der Ilias. V. 34 — 136.

sagt er, »eine epische Episode, die Scene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stücks, das die Ketten der Einheit sprengte. Wer seinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabei vorschwebte. Eben um des Alterthümlichen willen wählte ich auch den Senarius des alten Trauerspiels. Dieser ist der Cäsur wegen außerordentlich schwer, aber auch so schön und volltönend, daß es mir schwer wurde, zu den lahmen Fünffüßlern zurückzukehren. — Montgomery sollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer gespielt werden.« — *)

Ganz im Geiste Homers hat uns der Dichter die Belagerungsanstalten von Orleans geschildert und die einzelnen Völker vorgeführt, die dem Heerbann des gewaltig herrschenden Burgund folgen (Prolog Sc. 3.)

---

*) In diese Verlegenheit kommt, wenigstens die Mehrzahl der deutschen Bühnen nicht, da sie für gut befinden, Montgomery's Rolle gänzlich zu streichen.

Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stolziren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meereswasser heben,
Die Heerdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja vom äußersten Westfries-
land,
Die nach dem Eispol schaun —

Sehr schön ist der Contrast, den Johanna's überirdische Größe mit der zarten Weiblichkeit der Agnes Sorel bildet, die die ganze Wonne ihres Lebens nur in dem Geliebten findet. »Entwaffne dich!" sagt sie zur Jungfrau (Act IV. Sc. 2.)

„Leg' diese Rüstung ab! Die Liebe fürchtet
Sich dieser stahlbedeckten Brust zu nahn.
O sey ein Weib und du wirst Liebe fühlen!" —

Carl der Siebente wird uns als schwacher, sorgloser Fürst geschildert, dem es, zumal in einer so stürmisch bewegten Zeit an Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit fehlt. So schildert er sich selbst (Act I. Sc. 5.)

— „Die rauhe sturmbewegte Zeit
Heischt einen kraftbegabtern Steuermann.
Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können;
Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die sich entfremdet mir in Haß verschließen.“ —

Für diese Schwäche hat uns indeß der Dichter, indem er dem Dauphin zugleich ein zartes, für Liebe und Freundschaft, so wie für alles Große und Schöne empfängliches Herz gab (Act I. Sc. 2.) reichlich entschädigt. — Und sollte nicht schon ein König, der im Stillen Gott bittet, ihn als Opfer anzunehmen für sein Volk, und nur drei Erdengüter ihm zu vergönnen (Act I. Sc. 10.)

— „die zufried'ne Brust,
Des Freundes Herz und seiner Agnes Liebe.“

unsern ganzen Antheil sich gewinnen und es verdienen, daß göttliche Mächte zu seiner Errettung unmittelbar mitwirken?

Unter den übrigen Charactern stehen der tapfere und kecke Dunois, er, den als Sohn der

Liebe auch nur diese zu bändigen vermag, der kräftige, eisenfeste Talbot, ein Verächter der Vorurtheile wie der Gefühle, oben an. Der Britte verdiente wohl die unvergleichliche Grabschrift, die ihm der Dichter gesetzt hat. (Act III. Sc. 7.)

„Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.“ —

Auch Burgund, der leicht irre geführte, aber der bessern Ueberzeugung folgende Mann, so wie der feurige, liebenswürdige Lionel, der bescheidene La Hire sind in bestimmten Umrissen scharf gezeichnet. Die von Rachsucht und Wollust beherrschte Königin Isabeau wäre vielleicht die einzige Figur, die man in dem ganzen Gemälde nicht ungern vermissen würde.

Man hat einige Scenen in der Jungfrau hart getadelt, unter andern die, wo sie zu Rheims, aller Bitten und Aufforderungen ungeachtet, auf die Beschuldigungen ihres Vaters nichts erwiedert,

ja das Härteste über sich ergehen läßt, da doch jede Betheurung ihrer Unschuld sie retten mußte.

Allein Johanna fühlt sich in diesem Augenblicke keinesweges unschuldig, es ist nur ein andres Verbrechen, als das, dessen man sie bezüchtigt, was ihre Seele belastet. Sie hat, indem sie dem Gefühl irdischer Liebe Raum gab, ihren hohen Beruf entheiligt, und trägt nun geduldig die Strafe des Himmels, wodurch sie späterhin die Ruhe des Gemüthes wieder erlangt.

Schiller hat sich über diese Scene in seinen Briefen erklärt. »Das hartnäckige Schweigen der Johanna,« sagt er, »als sie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberey bezüchtigt wird, ist ja in ihrer visionären Schwärmerey vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung: sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. *) Außer dem allgemeinen Vorurtheile der bezauberten Welt im ganzen Mittelalter, dem

*) Dieß erklärt auch zugleich ihr früheres Schweigen in der zweiten Scene des Prologs.

Pfaffenwitz und Eigennutz so großen Vorschub that, wirkte beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschliches böses, als gutes Principium zu denken, oder überhaupt lieber Böses zu denken, allen Handlungen eine böse Motive unterzuschieben. Dazu ist Thibaut ein schwarzgalliger Mensch, mit dem auch Johanna früher kein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter, und es ist psychologisch, daß gerade von einem solchen Vater eine solche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entsühnt Johannen durch dasselbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte. So wie sie es vernimmt, hält sie sich auch auf einmal wieder für entsündigt und losgesprochen. Es ist noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner das Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war.» —

Ueber die Erscheinung des schwarzen Ritters hat indeß Schiller vorzüglich manche unfreundliche Critik erfahren müssen. »Diese Scene,«

meint unter andern ein geistreicher Schriftsteller, hätte, wenn sie dem Dichter einmal in seinem Plane nothwendig schien, viel feierlicher und in's Ganze eingreifender dargestellt werden sollen. — Den ersten Eindruck, den jedes Kunstwerk auf ein ganz uneingenommenes Gemüth macht, halte ich für etwas sehr Bedeutendes, und scheue mich daher nicht zu gestehen, was diese Scene auf mich wirkte, als ich sie zum erstenmale sah, ohne die Folge zu wissen. So wie das schwarze Ungethüm daher trat, stand die Einleitung des Stücks, besonders die Eiche, zugleich vor mir, und eine unbeschreibliche Angst für Johannen ergriff mich. Sie wird über sich selbst irre werden, dacht' ich; es müssen Zweifel sie erschüttern, ob der Geist, der sie treibt, von Gott oder aus dem Abgrund gesandt sey. Ich sah ihre plötzlich entstandene Liebe zu Lionel — es ist so, dacht' ich, nur das Gemüth, das nicht mehr ganz und fest an Gott hängt, kann so von dem Menschlichen ergriffen werden; ihr Zustand bei der Krönung, einige ihrer Aeußerungen gegen die Schwestern nach

derselben, die Scene, wo der Vater gegen sie auftritt und sie schweigt (und die dadurch noch höhere Bedeutung bekommen möchte); alles das bestärkte mich, und ich glaubte in der Niederkämpfung und Besiegung dieser, vom Gefühle irdischer Liebe vermehrten Zweifel wird Johanna ihr Höchstes zeigen. Die Folge aber widersprach diesem, und es ist möglich, daß die Täuschung dieser Erwartung Einfluß in mein subjectives Gefühl gehabt hat, nach welchem mich Johanna's Erklärung über jenes Schweigen — da die anklagende Stimme vom Vater kam, war sie Stimme Gottes — nicht ganz befriedigt hat, und wo nun jene Erscheinung des schwarzen Ritters mir zu abgerissen und zu verloren vorkommt. —

Die Ansicht des Dichters über diese Scene ist folgende. »Der schwarze Ritter,« heißt es, in Schillers Briefen, »soll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwey Welten mit einander spielen. Sollte es Jemanden, der auf den Gang des Stücks nur einige Aufmerksamkeit

richtet, zweifelhaft seyn, daß damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sey, der ja als Atheist der Hölle angehört? *) Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt, und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet:

„Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England untergeht,“

für solchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollte ich dadurch nicht ausdrücken noch motiviren.

---

*) Vergl. Klingemann über Sch. Tragödie, die Jungfrau von Orleans. Leipzig 1802.

Am Ende ist doch der ganze Handel mit dieser Verliebung, woran sich so viele ärgern, nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige sich nach jedem päbstlichen Proceß vor einer Heiligsprechung — erhält die kanonisirende Palme." —

Schlüßlich können wir nicht umhin, auf die vielen einzelnen trefflichen Stellen, an denen vielleicht keins von Schillers späteren dramatischen Werken so reich ist, als die Jungfrau, aufmerksam zu machen. Mit welcher kindlich frommen Einfalt schildert z. B. Johanna ihre Sendung vor dem Könige (Act I. Sc. 10.) Auch die beiden Monologe der Jungfrau, in denen der an sich bedeutende Effekt noch durch den Reim erhöht wird, werden stets Meisterstücke in ihrer Art bleiben. Bei dem letztern Selbstgespräche (Act IV. Sc. 1.) hat der Dichter sehr glücklich die musikalische Begleitung angebracht. Auch zwischen der fünften und sechsten Scene des dritten Acts hat Schiller die Musik eintreten lassen. Sie wirkt dort indeß mehr als Zwischenharmonie.

Der Dichter selbst hat der Johanna ein eben so einfaches als schönes Denkmal gesetzt. *)

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie sich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Die Braut von Messina.

Dieß Trauerspiel bildet, als antike Tragödie, den Gegensatz zur Jungfrau von Orleans. Der Dichter läßt hier die Freiheit des Menschen durch ein dunkles Schicksal besiegen, indem die beabsichtigten Erfolge freier Willkühr durch Verschlingung äußerer Begebenheiten gestört und vereitelt werden. Wie Johanna als moralisch große Person ihre tragische Würde vollendet, so zeigt

*) S. das Gedicht: das Mädchen von Orleans (in Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 210.)

sich uns Don Cesar als ästhetischer Gegenstand, der die ewige Gerechtigkeit durch sein Leben versöhnt (S. 587. *)

— Ich, der Mörder, sollte glücklich seyn,
Und deine heil'ge Unschuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen? — Das verhüte
Der allgerechte Lenker unsrer Tage,
Daß solche Theilung sey in seiner Welt." —

Was die Einführung des Chors in dieser Tragödie betrifft, über die sich Schiller in der Vorrede weitläuftig erklärt hat, so ist er in einigen Punkten von dem Chor der Alten abgewichen. Wir wollen sie hier kürzlich angeben.

Bei den Griechen gehörte der Chor als wesentlicher Bestandtheil zur Tragödie, insofern diese Darstellung von Nationalbegebenheiten war, an denen das Volk selbst mit Antheil genommen

---

*) Die hier vorkommenden Seitenzahlen beziehen sich auf den Abdruck der Braut von Messina in Sch. sämmtl. Werken. Bd. X.

hatte. Er war im eigentlichsten Sinne Repräsentant des Volks; in Schillers Werke tritt er dagegen nur als Gefolge der beiden Hauptpersonen und als Parthey auf, auch ist die ganze Handlung mehr Privat- als Nationalbegebenheit.

Der Chor der Griechen war ferner eine einzige, über jede Partheylichkeit erhabene Person. Hier ist er getheilt, den streitenden Partheien ergeben, wodurch er statt Vereinigung und Ruhe, die er doch eigentlich bewirken sollte, Trennung und Kampf veranlaßt. Er tritt zwar zuweilen, wiewohl selten, auch als Vermittler auf, aber gerade dieser doppelte Character ist es, der ihm als ideale Person schadet.

Endlich war der Chor der Griechen bei der ganzen Handlung gegenwärtig, statt daß wir ihn hier gehen und kommen sehen. Er verliert hiedurch offenbar einen Theil seines individuellen Characters, indem er nicht, seiner Bestimmung gemäß, der unausgesetzte Beurtheiler und Rathgeber seyn kann.

In Schillern war einmal die Idee rege geworden, eine neuere Begebenheit in das Gewand griechischer Dichtkunst zu kleiden, und so konnte er weder das Schicksal der Alten, noch ihren Chor entbehren. Wenigstens verdanken wir dieser Idee die herrlichen lyrischen Stellen, die Schiller durch die beiden Chöre in seine dramatische Dichtung eingeflochten hat. Wir erinnern hier nur an die trefflichen Schilderungen vom Frieden, vom Krieg, von der Reue, von der Würde der Mutter, von der Jagd, Schifffahrt u. s. w.

Der Dichter hat den handelnden Personen in diesem Trauerspiel nur einen geringen Spielraum gegeben. Die dunkle Macht eines unbeugsamen Fatums drückt sie alle zu Boden.

„Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick,
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.“

Auf Messina's Fürstenhause lastet der Fluch des Großvaters, dem der Sohn seine Braut ent-

riß, und sie, wie es scheint, gewaltsam zur Vermählung zwang. (S. 493.) Die Wirkung des Fluches äußert sich in dem glühenden Hasse zweyer Söhne (S. 450.)

„Aus unbekannt verhängnißvollem Saamen
Wuchs ein unsel'ger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreissend,
Und reifte furchtbar mit dem Ernst der Jahre." —

Späterhin wird noch eine Tochter geboren. Der Vater, von wunderbaren, drohenden Träumen und Orakeln geschreckt, gibt Befehl, das Kind zu tödten. (S. 509.) Aber Isabella, die Mutter, ebenfalls durch Träume und Orakelsprüche getröstet, rettet das Todesopfer und verbirgt es. Ihre Schritte sind weise berechnet, aber der unabwendbare Fluch leitet sie gleichwohl zum Verderben, indem er die unschuldige Beatrice in des Hauses allgemeinen Untergang verflicht. So sagt Don Cesar (S. 573.)

„In einen Fall verstrickt, drei liebende
Geschwister, gehen wir vereinigt unter,
Und theilen gleich der Thränen traurig Recht."

Don Cesars Mord, den er an seinem Bruder verübt, ist vielleicht als die einzige freie Handlung zu betrachten. Aber auch selbst zu dieser That sehen wir ihn, wie das blinde Werkzeug einer dunkeln Macht, willenlos hingerissen. Sein feuriger Character wird uns indeß schon früher im Gegensatze zu dem ruhigern, besonnenern Don Manuel geschildert, und selbst auf die blutige That im Voraus durch Isabellens fürchtende Ahnung hingedeutet (S. 548.)

— — „Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen,
Wenn in dem aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Hasses auch noch dieser Blitz,
Der Eifersucht feindsel'ge Flamme schlug —
Mir schaudert es zu denken — ihr Gefühl
Das niemals einig war, gerade hier
Zum erstenmal unselig sich begegnet."

Der höchst anziehende Character Beatricens ist der des schuldlosen Mädchens, das, frühe von allen theuren Verhältnissen getrennt, in ihrer Abgeschiedenheit das glühende Bedürfniß eines mit-

empfindenden Herzens fühlt. So schildert sie sich selbst (S. 495.)

„Und sollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein sich an mich schloß?
Denn ausgesetzt ward ich in's fremde Leben,
Und frühe schon hat mich ein strenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben)
Gerissen von dem mütterlichen Schooß.
Nur einmal sah ich sie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren."

Und bald darauf fügt sie noch die Worte hinzu:

„Der Liebe will ich liebend mich vertrauen,
Gibt es ein schön'res als der Liebe Glück?
Mit meinem Loos will ich mich gern bescheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden." —

In der Fürstin von Messina hat uns der Dichter sehr schön die einsichtsvolle, besonnene Herrscherin geschildert (S. 465.)

„Ja, es ist etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn:
Ueber der Menschen Thun und Verkehren
Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin." —

Aber Isabella ist zugleich die zärtlich besorgte, liebende Mutter (S. 462.)

— „bis auf diesen Tag mußt' ich gewaltsam
Des Herzens fröhliche Ergießung theilen;
Vergessen ganz mußt' ich den einen Sohn,
Wenn ich der Nähe mich des andern freute.
O meine Mutterliebe ist nur Eine,
Und meine Söhne waren ewig zwey!" —

Voll des kräftigsten Lebens ist die Scene, wo sie sich als Vermittlerin Don Manuels und Don Cesars zeigt (S. 462.) und nicht minder die, wo die Versöhnung zwischen beiden wirklich zu Stande kömmt (S. 470.) Auch Beatricens Monolog im Garten (S. 494.) so wie ganz vorzüglich die letzten Auftritte, wo Don Cesar seinen Tod beschließt und dessen letzte Worte an Beatrice gehören zu den vielen schönen Einzelheiten, an denen gewiß dieß Trauerspiel keinem der übrigen dramatischen Werke Schillers nachsteht. (S. 585.)

„Da steht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir, und tausend Blumen schüttet er
Und tausend goldne Früchte lebenduftend
Aus reichen. Füllhorn strömend vor mir aus;
Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne,
Und neu erwacht in der erstorb'nen Brust
Die Hoffnung wieder und die Lebenslust." —

Die Wirkung dieses Trauerspiels ist groß und erschütternd. Es bringt indeß nicht sowohl Erhebung des Gemüths, als vielmehr eine gewisse Niedergeschlagenheit in uns hervor. Wir fühlen uns, wenn wir einen Blick auf das Loos der edlen, schuldlosen und tief zerschmetterten Isabella werfen, von dem Alles zermalmenden Schicksal *) zugleich niedergedrückt, und wie ein

*) Ein interessanter Aufsatz von Falk: Ueber die verschiedene Art, wie Goethe und Schiller das Schicksal behandelt (in d. Urania auf d. J. 1812.) verdient nicht allein hinsichtlich der Braut von Messina sondern auch der übrigen dramatischen Producte Schillers wohl gelesen zu werden.

graunvolles Echo hallen in unserm Innern die Worte nach:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Wilhelm Tell.

In diesem Schauspiel, für das vielleicht der Dichter den genauer bezeichnenden Namen: Die Befreiung der Schweiz hätte wählen sollen, wenn gleich Tell die hervorstechendste Figur des ganzen Gemäldes ist, hat sich Schiller mit aller Strenge an die Geschichte gehalten.

Was nun den Helden des Stücks betrifft, so gehört er zu den Characteren, die von einer unbestimmten Sehnsucht nach Thaten fortgetrieben werden, und nur im Streben und Ringen ihre höchste Befriedigung und den wahren Lebensgenuß finden. Daher ist es denn auch eigentlich mehr diese kräftige Anstrengung, als der dadurch beabsichtigte Zweck, was ihnen als Höchstes gilt.

Eine solche Schilderung gibt Tell von sich selbst (Act III. Sc. 1.)

„Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen;
Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's Neu' erbaute."

Und dann die Stelle (Act III. Sc. 1.)

„Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth,
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren." —

Er zeigt sich daher fast immer karg in Worten, aber muthig, feurig, entschlossen, wenn es die That gilt, wenn der Augenblick seine Hülfe fordert. So in der Scene mit Baumgarten. (Act I. Sc. 1.)

„Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft,
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe werden."

Welche Größe liegt zugleich in den einfachen Worten, die Tell bei dieser Gelegenheit zu den Hirten sagt (a. a. O.)

— — „Tröstet ihr
Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte.“ —

Aber eben diese einfache Würde im Character des Tell, so richtig sie an und für sich der Idee nach ist, von der Schiller bei der Behandlung seines Stoffes ausging, dürfte doch mit der Individualität eines Haupthelden, von dem wir mehr hervorstechende Größe und leidenschaftliche Stärke erwarten, nicht ganz zu vereinigen seyn.

Tells Gattin Hedwig, vorzüglich aber sein Sohn ist unübertrefflich gezeichnet. Unter den vielen Landleuten treten vorzüglich Werner, Stauffacher und Melchthal, in etwas geringerm Grade Walter Fürst, als bestimmte, scharf gezeichnete Individualitäten hervor.

Die einfache Sprach- und Denkweise der Hirten wird durch Geßler, Rudenz und Attinghausen contrastirt, wiewohl das Hauptinteresse an dem letztern, einem schwachen, dem Tode nahen Greise, auf seiner Begeisterung und den pro-

phetischen Worten ruht, mit denen er in eine bessere Welt hinüberscheidet (Act IV. Sc. 2.)

„Die Fürsten seh' ich und die edeln Herrn
In Harnischen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen,
Auf Tod und Leben wird gekämpft und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer in die Schaar der Lanzen;
Er bricht sie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne." —

Das Liebesverhältniß zwischen Rudenz und Bertha, als Episode an und für sich gelungen, greift in den Gang der Handlung gar nicht ein.

Bemerkenswerth und lobenswürdig zugleich ist es, daß Schiller bei seiner Vorliebe für das Sententiöse, in diesem Schauspiele nur wenige Tiraden und Denksprüche angebracht hat. Vielleicht möchten nur die schönen Worte über das Licht (Act I. Sc. 4.) und die poetische Beschreibung des Sturms im Munde des Fischers dazu zu rechnen seyn. (Act IV. Sc. 1.) Selbst in der

Scene im Rütli (Act II. Sc. 2.) hat sich Schiller mit weisem Vorbedacht großer Declamationen über die Freiheit enthalten, die ein minder mit seinem Stoffe vertrauter Dichter ohne Zweifel hätte laut werden lassen.

Schiller hat unstreitig sehr gut gefühlt, daß der einfache Character der handelnden Personen, die meistens Landleute sind, so wie die Simplicität der ganzen Composition sich mit dem dichterischen Pathos nicht wohl vertrüge.

Der erste Act dieses Schauspiels erregt ein sehr lebhaftes Interesse. Dieser sowohl, als der dritte, und vorzüglich die Scene, wo Tell den Apfel vom Haupt seines Sohnes schießt, gehören unstreitig zu den schönsten. Das Interesse der Handlung nimmt indeß im vierten Acte mit dem Tode Geßlers ab. Die Haupthandlung Tells, als des Haupthelden, ist vollbracht, und die Entwicklung einer politischen Begebenheit, nämlich der Ermordung des Kaysers Albrecht durch seinen Neffen, kann, nach dem bereits Vorgefallenen, nur einen schwachen Antheil erregen.

In der zweiten Hälfte des fünften Acts tritt Johannes Parricida auf. Die Scene zwischen ihm, Tell und dessen Familie (Act V. Sc. 2.) ist an und für sich meisterhaft durchgeführt. Die Angst des Unglücklichen, so wie Tells Gesinnungen und Character werden auf's trefflichste geschildert, allein die Scene kann gleichwohl aus zwiefachen Gründen keinen bedeutenden Effekt machen.

In einem dramatischen Kunstwerke muß das Interesse am Ganzen nothwendig immer steigen. Mag nun das Stück immerhin die Befreiung der Schweizer darstellen sollen, die Haupthandlung ist und bleibt doch immer Geßlers unmenschliche Behandlung Tell's, und der Tod des Wütherichs, womit sich der vierte Act schließt. Dann aber ist es immer bedenklich, einen Character, für den wir uns interessiren sollen, erst im fünften Act auftreten zu lassen. Ueberhaupt wird Johannes Parricida's Name und That früherhin nur beiläufig erwähnt, so daß sein persönliches Erscheinen weder vorbereitet, noch nothwendig ist.

Es leidet indeß keinen Zweifel, daß der Dichter durch Johannes Parricida's Mord an dem Kayser, die That des Schweizers zu einer größern Höhe steigern wollte. Denn so natürlich sie in Tells Lage ist, so leicht sie auch entschuldigt werden kann, so wird sie sich doch nie zu einer freien Edelthat aus Pflichtgefühl erheben können. Tell's Persönlichkeit tritt zu deutlich dabei hervor, es ist doch eigentlich weniger sein Haß gegen den Unterdrücker des Landes, als sein empörtes, schwer gereiztes Vatergefühl, was ihn zu dem Schritte treibt. (Act III. Sc. 3.)

— „Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schußes erstes Ziel
Dein Herz seyn sollte.“ —

Sehr mit Unrecht ist Tell's Selbstgespräch von einigen Kunstrichtern, als zu lang und mit fremd-

artigen Ideen überfüllt, getadelt worden. Es ist psychologisch richtig, daß die Empfindungen und Gefühle des schwer gereizten Vaters sich in diesem Augenblicke drängen mußten. Den festen Entschluß in der Seele, kommt Tell den engen Paß daher. (Act III. Sc. 3.)

„Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.“

In diesem Augenblicke regt sich indeß doch bei ihm ein dunkles Gefühl von der Unrechtlichkeit seiner That, über die er sich nun vor sich selbst zu entschuldigen sucht:

„Ich lebte still und harmlos — das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengift hast du
Die Milch der reinen Denkart mir verwandelt“ u. s. w.

Die erwachende Erinnerung an das Ungeheure, wozu er gezwungen ward, regt das Gefühl der Rache glühend in ihm auf, er füllt

gleichsam zum zweitenmale die qualvollen Empfindungen, die bei dem Schusse sein Vaterherz durchwühlten.

Und nun folgt Tells schöne Anrede an seinen Bogen:

„Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn — und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!“ u. s. w.

Das Folgende, wo Tell sich auf die Bank zum Ausruhen setzt, und die vorüberziehenden Wanderer schildert, dürfte vielleicht mit seiner Hauptempfindung in geringerer Beziehung stehen. Wie natürlich ist indeß der Uebergang zu der Absicht, die ihn sonst in's Gebirge führte, im Contraste mit dem Mordanschlag, der jetzt seine Seele beschäftigt!

Durch Armgarts Mißhandlung werden endlich Tells Empfindungen auf's höchste gespannt, und herab von der Höhe des Felsens sendet er den Todespfeil in die Brust des Landvogts.

Mit dem Tell schließt sich Schillers dramatische Laufbahn. Außer dem unvollendeten Trauerspiele Demetrius, lieferte er noch die Huldigung der Künste, die als Gelegenheitsgedicht gewiß als ein Muster in dieser Gattung dasteht. Wie schön ist nicht darin die Characteristik der einzelnen Künste, wie fein und zart sind die Beziehungen auf den Russischen und Weimarischen Hof!

Schiller hat bekanntlich noch die Iphigenie des Euripides, so wie einige Scenen aus den Phönizierinnen, und in spätern Jahren Shakespears Macbeth, Gozzi's Turandot, Racine's Phädra und zwey französische Lustspiele (der Neffe als Onkel und der Parasit) theils übersetzt, theils für die Bühne bearbeitet.

Allein diese Nachbildungen sind neben seinen Originalwerken doch von zu weniger Bedeutung, als daß wir länger dabei verweilen sollten. Auch schränkt uns schon der Raum dieser Darstellung ein, da wir noch auf Schillers lyrische Poesien, so wie auf seine Lehrgedichte einen flüchtigen Rückblick werfen wollen.

Schiller als lyrischer Dichter.

Was Schillern von andern sentimentalen Dichtern — denn zu diesen gehört er offenbar — unterscheidet, ist, daß die Ideen, die seinen Gedichten zum Grunde liegen, eigentlich mehr Resultate tiefsinniger Nachforschungen, als Eingebungen augenblicklicher Begeisterung sind. Diese wunderbare Vereinigung der Speculation mit dem Talente der Darstellung gibt Schillers Gedichten bisweilen etwas Dunkles und Mystisches, aber auch jene Erhabenheit und Würde, die sie durchgängig characterisirt. Wir erblicken einen überall nach dem Unendlichen strebenden Geist, der das Höchste ergreifen, das Tiefste ergründen möchte, und doch ist nichts tiefer als sein Gemüth, aus dem eine Fülle von Leben und Liebe quillt. Er strömt sie aus, diese Liebe, in die ganze Natur, und möchte die schwesterliche Geliebte mit Bruder=

armen umfangen. Seine Liebe ist heilig und rein, denn überall sieht er die Gottheit, oder ahnet ihre Nähe, wo sie das irdische Auge nicht erkennt. Er fühlt sie im tiefsten Herzen, und das ist kein Wahn, was das tiefste Herz lebendig fühlt. Aussprechen nur läßt es sich nicht, und wagt es die Zunge ja, so schwebt ein heiliges Geheimniß über den Worten.

»Zwei schwarze undurchdringliche Decken hängen an den beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunter, und noch hat kein Sterblicher sie aufgezogen.« Der Geist des Dichters aber ringt ohne Unterlaß darnach. Nur wie Schatten schweben die Gestalten der Zeit an ihm vorüber, die Ewigkeit nur verheißt Bleibendes, nach welchem sein Blick selbst im höchsten Gefühl der Freude aufschaut. Allein umsonst; er ist an das Leben gebannt, und was beschwört nun den Sturm seiner Seele? — Freundschaft nur und

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört;

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Er fügt sich in das Leben, aber nie verliert er sich darin, denn stets sieht er es aus höhern Gesichtspunkten an, hat beim Kleinen überall das Große, beim Einzelnen das Ganze und stets der Menschheit hohes Ziel im Auge. Daran mahnt ihn das absegelnde Schiff, daran jeder Spaziergang, daran die tönende Glocke. Er sieht im Weibe nicht blos das Geschlecht, und im wirbelnden Tanze erblickt er den höhern, den leuchtende Sonnen in kühn gewundenen Bahnen durch den ewigen Raum beginnen.

»Dieser Dichter, sagt Jean Paul sehr schön, wirft über die beiden Enden des Lebens und Todes, in die beiden Ewigkeiten, in die Welt vor uns und in die Welt hinter uns, kurz über die unbeweglichen Pole der beweglichen Welt seinen dichterischen Schein, indeß er über der Mitte der Welt mit dem Tageslicht der Reflexions-

poesie steht, wie die Sonne nur an beiden Polen wechselnd nicht untergeht und den ganzen Tag als ein Mond dämmert." *)

Wir glauben durch die eben angeführten Bemerkungen das Eigenthümliche der Schillerischen Poesien im Allgemeinen angedeutet zu haben und wenden uns nun zu seinen lyrischen Gedichten, von denen wir, bei ihrer großen Anzahl, freilich nur diejenigen hervorheben können, die die Individualität des Dichters am treffendsten bezeichnen.

Das bekannte Lied an die Freude **) möge hier zuerst einen Platz einnehmen. Diese mit dem höchsten Feuer poetischer Begeisterung gedichtete Ode spricht das edelste Gefühl des Menschen in den glücklichsten Augenblicken seines Lebens aus. Mit kühner Begeisterung läßt der Dichter im Chore den Schöpfer selbst in die Reihen der Fröhlichen treten. Wie Schiller in der zweiten Strophe die ganze Menschheit in den Kreis der Freude ruft:

*) Vorschule der Aesthetik. Abth. 1. S. 134.

**) In Sch. Werken. Bd. III. S. 391.

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund."

so schließt er in die letzte Strophe den ganzen Umfang menschlicher Pflichten ein:

„Festen Muth in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind;
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut." —

Vielleicht möchte doch mancher Leser die späterhin von Schillern weggelassene letzte Strophe, mit der sich das Gedicht in der Thalia endigt, ungern vermissen. Sie heißt:

„Rettung von Tyrannenketten,
Großmuth auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmet ein:
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn.

Chor.

Eine heitre Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!“

Durch diesen Chor fühlen wir jede Dissonanz aufgelöst, und uns zugleich in jene stille, halb wehmüthige Stimmung versetzt, die gerade für das ungewöhnlich aufgeregte Gemüth so wohlthuend ist.

Die Klage der Ceres *) nimmt unter Schillers Elegien gewiß eine sehr vorzügliche Stelle

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 50.

ein. Die Anlage des Gedichts ist folgende. Beim Erwachen des Lenzes durchwandert Ceres die blühenden Gefilde der Erde. Bange Ahnung verräth der Göttin den Aufenthalt der entschwundenen Tochter:

Hat von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Aber Ceres kann unmöglich von dort Kunde von der Tochter erhalten, da das Geschick ihr als Göttin den Zutritt zur Unterwelt strenge versagt. Sie beneidet das Schicksal der Sterblichen, denen der Tod jene dunkle Behausung aufschließt.

Mütter, die aus Pyrrh'as Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand u. s. w.

Ihr Flehen, ihre Wünsche sind vergeblich. Aber sollte denn das Liebe glühende Mutterherz von der

Tochter auf ewig getrennt seyn? — Nein, eine Sprache, ein Band ist ihr geblieben. Durch Blumen und Pflanzen verbindet sich die Oberwelt mit den unterirdischen Wohnungen:

„Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.“

Blumen und Pflanzen sollen hier also die Zeichen der Liebe seyn; gewiß eine Idee, die eben so groß gedacht, als zart und mild ausgeführt ist.

„Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.“

Das große poetische Verdienst dieses Gedichtes bedarf wohl keiner umständlichen Erörterung. Es ist sinnlich, lebendig, anschaulich, und entfaltet fast Alles, was zur Rührung unsres Gemüthes,

wie zur Erhebung des Geistes beitragen kann. Die Anklage des Schicksals, das festverschlossene Todtenreich, die Würde der Göttin, die Liebe der Mutter — lauter Gegenstände, die durch den Wohllaut des Verses gehoben, ihre Wirkung wohl nicht verfehlen können.

In dem Geheimnisse *) ist es eigentlich nur die erste Strophe, in der die reine Empfindung des Liebenden sich ausdrückt. In der zweiten verliert sich der Dichter in die Ideen des Schicksals und Glücks, die er indeß freilich nur in Beziehung auf die Liebenden berührt:

„Von ferne mit verworr'nem Sausen
Arbeitet der geschäft'ge Tag,
Und durch der Stimme hohles Brausen
Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
So sauer ringt die kargen Loose
Der Mensch dem harten Himmel ab;
Doch leicht erworben, aus dem Schooße
Der Götter fällt das Glück herab.“

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 6.

In den letzten vier Versen kömmt der Dichter wieder auf die eigentliche Hauptidee zurück, von der er ausging, und drückt das ganze Interesse des Liebenden in den schönen Schlußversen aus:

„O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Vertheidige dieß Heiligthum.“

Eine vorzügliche Schönheit dieses Gedichts liegt unstreitig in seinem ruhigen Gange, und in dem milden Colorit, das über das Ganze verbreitet ist.

Verwandt mit dem eben erwähnten Gedicht ist Schillers Erwartung. *) Der Hauptunterschied zwischen beiden besteht wohl darin, daß hier von Anfang bis zu Ende nur Empfindung, in dem Geheimnisse dagegen mehr Raisonnement herrscht. Die Erwartung gehört gewiß durch die Schönheit und Neuheit der Bilder, die in der richtigsten Stufenreihe auf einander folgen, zu dem Trefflichsten, was in dieser Gat-

*) In Sch. Werken. Bd. IX. Abth. 1. S. 8.

tung geleistet worden. Wie unnachahmlich schön hat nicht der Dichter die steigende Sehnsucht eines liebenden, von Erwartung trunkenen Gemüths entwickelt. Jedes Geräusch scheint dem Harrenden die Ankunft der Geliebten zu verkündigen.

„Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.“

Aber jedes Mahl, wenn er sich getäuscht findet, strömt er sein volles Herz gegen die ihn umgebende Natur aus:

„O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen.
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen;
Und all' ihr Schmeichellüfte, werdet wach,
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.“

Ein glänzendes Muster der beschreibenden Poesie hat uns Schiller in der dritten und vierten Strophe gegeben. Auch darf es nicht übersehen werden, wie der Dichter gerade für die unruhige, wachsende Ungeduld, die kurzen hüpfenden Dactylen wählte:

„Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?“

und die unmittelbar darauf eintretende getäuschte Erwartung so treffend durch den ruhig einherschreitenden Jambus bezeichnet hat:

„Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.“

Wie überraschend und zugleich wie schön ist der Ausgang des Gedichts:

„Und leis', wie aus himmlischen Höhen,
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.“

Schillers Dithyrambe, *) oder der Besuch, wie dieß Gedicht im Musenalmanach vom J. 1797 überschrieben war, ist nicht, wie man vielleicht vermuthen könnte, ein tobender, zügelloser Gesang zu Ehren des Bacchus. Der Dichter sieht die Götter bei sich erscheinen:

„Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle."

Er wünscht den Nectar der Himmlischen zu kosten; Hebe reicht ihm den Göttertrank und er dünkt sich nun ein Unsterblicher zu seyn. Wie schön ist die Wirkung des Trankes, als liebliches, erhöhtes Lebensgefühl, geschildert:

„Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle;
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle."

---

*) In d. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 30.

Kassandra *) beruht auf einer aus der Mythologie genugsam bekannten Geschichte. Das Ergreifende, ja Erschütternde dieses Gedichts liegt nicht sowohl in der Wahrheit, mit der der Dichter uns eine besondere Situation anschaulich zu machen gewußt hat, als vielmehr darin, daß es eine Saite des menschlichen Herzens berührt, die nicht selten vom Schicksale schmerzlich bewegt wird. Jeder, der zwischen den Freuden und Wünschen der Jugend und jenen des Alters in der Mitte steht; jeder der durch Speculation oder Erfahrung den harmlosen Jugendglauben verloren hat; jeder, den das Schicksal von dem Glücke des ehelichen und häuslichen Lebens ausschloß, kurz jedes verarmte und seinen Verlust tief fühlende Herz wird mit Kassandra's Gefühlen gewiß sympathisiren.

„Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.

*) In Schillers Werken. Bd. IX. Abthl. 1. S. 84.

Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt.
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!" —

Vorzüglich erhaben und voll dichterischem Pathos ist der Schluß des Gedichts:

Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina,
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich seyn.

Ein dunkler Zaubernebel überschattet hier eine blühende Landschaft, und wir fürchten, wenn er vorüberziehen wird, eine schaurige Verwandlung in öde Felsenmassen und finstre Trümmer zu erblicken.

Wenn wir einen Blick auf Schillers Balladen werfen, als der Dichtungsart, in der er sich in spätern Jahren öfters und, wie nicht zu leug-

nen, mit Glück versuchte, so drängen sich uns gleichsam unwillkührlich einige Betrachtungen auf. Schillers Producte in dieser Gattung dürften wohl richtiger mit dem Namen poetischer Erzählungen zu bezeichnen seyn. Denn die eigentliche Ballade — man denke nur an die altenglischen und altschottischen — verlangt eine gewisse Leidenschaftlichkeit im Entwurf, sie erzählt und entwickelt nicht umständlich die einzelnen Begebenheiten, sondern skizzirt sie vielmehr blos in scharfen und ergreifenden Umrissen. In der poetischen Erzählung hingegen, werden die Begebenheiten mehr objectiv, als Handlung, als eine Reihe von Gemüthszuständen betrachtet, die sich auseinander entwickeln, und gerade diese Eigenschaften finden wir in Schiller's Hero und Leander, in der Bürgschaft, dem Taucher u. a. m. mehr oder minder wieder. Sein hoher, poetischer Sinn, seine schöpferische Phantasie waren indeß auch ganz dazu geeignet, Gestalten zu formen und sie mit lebendiger Individualität vor uns erscheinen zu lassen. Schillers tiefer Blick in das menschliche

Herz, die treffendsten und zugleich kühnsten Bilder, mit Einem Wort die reiche Darstellungsgabe des Dichters mußten auch diesen Copositionen den höchsten Effekt zusichern.

Der Eingang des Gedichts Hero und Leander *) ist kühn und ächt lyrischer Art. Er besteht in einer Anrede an die Hörer, und geht dann mit der zweiten Strophe in die eigentliche Erzählung von Leanders und Hero's Liebe über. Der Dichter berichtet nun weiter, wie Leander den Wogen des Meeres Trotz bietend, von Abydos nach Sestos hinüberschwimmt:

„Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der schwer bestand'nen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart.
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt,
Und ins kalte Bett des Meeres
Aus dem Schooß der Liebe schreckt.“

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 75.

In der achten und neunten Strophe beschreibt der Dichter, wie der Sommer verschwindet, und der rauhere Herbst allmälig herannaht. In dieser an und für sich sehr schönen Schilderung glauben wir unser vorhin geäußertes Urtheil bestätigt zu finden, daß sie sich nämlich mit dem bewegten, stürmischen Gange der Ballade nicht wohl vertrage.

Aeußerst rührend und zart ist Hero's Anrede an das Meer, in der sie das Element personificirt:

»Schöner Gott! du solltest trügen?
Nein, den Frevler straf' ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz;
Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz u. s. w.

Meisterhaft ist die Schilderung des Sturmes, so wie das Selbstgespräch der durch die Meeresstille so schrecklich getäuschten Hero. Ihre Bangigkeit, ihre Angst wächst, sie gelobt den Göttern Opfer, da beruhigt sich die ungestüme See, und die

Wellen tragen den Leichnam des Geliebten an's Land.

Der Ausgang des Gedichts ist groß und erhaben. Ganz entsprechend der griechischen Vorstellungsart von den Göttern, die bald Glück, bald Verderben senden, sind Hero's letzte Worte:

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin;
Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin.“

Die Kraniche des Ibykus, *) deren Stoff sich auf die bekannte Anecdote gründet, daß die Mörder des wandernden Sängers sich bei den korinthischen Spielen durch einen unwillkührlichen Ausruf selbst verriethen, haben in Schillers Dar-

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 68.

stellung vorzüglich durch den feinen Zug gewonnen, daß gerade in dem Theater die Eumeniden erscheinen, wodurch das Volk auf die Idee einer rächenden Vergeltung hingeleitet und die Entdekkung des Verbrechens erleichtert wird.

Die Erscheinung der Eumeniden und die anschauliche Darstellung, wie sie auf die Zuschauer wirken mußten, ist mit ausgezeichneter Kraft geschildert:

„So schreiten keine ird'sche Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackeln düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche bläh'n.“

Auch der Gesang der Rachegöttinnen ist grausend und erschütternd:

— wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht u. s. w.

Es ist übrigens psychologisch, daß der Zuschauer, in dessen Seele die Idee einer rächenden Vergeltung durch den Gesang des Chors so lebhaft geweckt worden war, den plötzlichen Ausruf der Mörder:

„Sieh da! sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“

dem gegenwärtigen Vorfalle anpassen mußte.

Eine eigenthümliche Behandlung zeigt sich in Schillers Bürgschaft. *) Der Dichter läßt nämlich den Rückkehrenden durch viele und große Hindernisse aufhalten, durch Regengüsse die Waldströme anschwellen, und ihn mit Lebensgefahr hindurchsetzen; er läßt ihn mit Räubern und zuletzt noch mit gänzlicher Erschöpfung kämpfen.

---

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 89.

Alles dieß ist, wie wir es bei Schillern gewohnt sind, kühn, lebendig und ergreifend dargestellt; es fragt sich indeß, ob nicht durch die Anhäufung so vieler Nebenumstände der Haupthandlung zu viel Licht entzogen werde. Vielleicht hätte doch eine einfachere Behandlung dem Ganzen mehr Würde und Erhabenheit gegeben. Wahrhaft rührend ist der Schluß des Gedichts. Hier nur die vorletzte Strophe als Probe:

»Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich Beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr,
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.«

In dem Taucher *) hat sich Schiller der eigentlichen Ballade mehr genähert. Das Gedicht beginnt mit der Anrede des Königs, und die zweite Strophe macht uns in gedrängter Kürze mit der Hauptidee der Handlung bekannt.

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 95.

„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Aber die Ritter verstummen und nur ein Edelknecht zeigt sich bereit, das kühne Wagstück zu unternehmen.

Die folgende Beschreibung des empörten Wasserstrudels ist, wenn gleich für die Ballade zu lang, unübertrefflich:

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebähren.“

Eben so meisterhaft sind die folgenden Schilderungen, wie der Strudel den hochherzigen Jüngling verschlingt, und wie er sich wieder emporarbeitet:

„Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht.“

Voll des anschaulichsten Lebens ist die Beschreibung von dem Grunde des Meers und den Ungeheuern der traurigen Oede, und wie treffend schildert er seine eigene Empfindung:

„Und da hieng ich, und war's mir mit Grausen
bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit.“

Kurz und trefflich, und so ganz im Geist der alten Ballade hat der Dichter erst spät die Tochter des Königs in die Handlung eingeführt und die Wirkung, welche das Wagestück des Jünglings auf ihr Herz machte, nur flüchtig aber um so schöner angedeutet:

„Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Laßt, Vater, genug seyn das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Knappen den Ritter beschämen.“

Trefflich ist die zartfühlende Jungfrau mit dem grausamen Herrscher contrastirt. Er setzt alles an seinen Willen, selbst die Hand seiner einzigen Tochter. Ihre innige Theilnahme an dem hochherzigen Jüngling wird uns in der vorletzten Strophe geschildert.

„Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben."

Der Ausgang des Gedichts ist ächt romantisch und läßt einen tiefen, schauerlichen Eindruck in uns zurück.

„Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder."

Der Kampf mit dem Drachen *) zeichnet sich durch einige sehr gelungene Stellen

---

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 105.

aus. Wir wollen nur an das Drachenbild erinnern, das der Ritter verfertigen läßt, um sein Roß und seine Hunde an den Anblick des Ungeheuers zu gewöhnen.

„Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.“ u. s. w.

Die Virgil'sche Schilderung der Schlangen, welche Laokoon und seine Söhne tödten, steht der Schillerischen hier, unsers Bedünkens, offenbar nach. Auch die Beschreibung des Kampfs selbst ist höchst lebhaft und anschaulich:

„Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen,
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,

Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den gift'gen Wind,
Und winselnd wie der Schakal heulet."

Auch der Ring des Polykrates, der Gang nach dem Eisenhammer und der Ritter Toggenburg sind so reich an mannichfachen Schönheiten, daß sie es wohl verdienen, im Munde aller Gebildeten zu leben. Hier nur einige Worte über das letztgenannte Gedicht, *) in dem der Geist der ächten Ballade unverkennbar weht.

Was uns darin so anspricht, ist wohl der einfache und doch so rührende Stoff, der durch die Simplicität in der Behandlung, durch das absichtliche Vermeiden glänzender Bilder doppelt gewinnen mußte. Selbst durch die Kürze des Vers-

*) Es befindet sich in Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 102.

maaßes hat Schiller dem Ganzen etwas Eigenthümliches, Bedeutendes gegeben.

Was kann rührender seyn, als wenn der Ritter sich von der Theuren, die ihm nichts als schwesterliche Liebe gewähren kann, blutend losreißt, in weiter Ferne vergebens seinen Gram zu bezwingen sucht und wieder heim schifft zu dem Lande, wo ihr Athem weht.

»Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut,
Gestern war der Tag der Feier,
Der sie Gott getraut.«

Und welche Tiefe der Empfindung verräth es nicht, wenn er sich nun, als Einsiedler, eine Hütte, dem Kloster gegenüber erbaut, und in stiller Resignation sehnsuchtsvoll so lange nach ihrem Fenster blickt:

„Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte
Ruhig, engelmild."

Und wie schön ist die Wiederholung dieser Strophe unmittelbar vor dem Schlusse des Gedichts, bei dem sich wohl kein fühlend Herz einer stillen, süßen Wehmuth erwehren kann:

„Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da.
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah."

Da Schiller, wie uns dünkt, in dieser Ballade als lyrischer Dichter den höchsten Gipfel erreicht hat, so glauben wir unsere gegenwärtigen Betrachtungen nicht würdiger als mit diesem Meisterstücke beschließen zu können.

Schiller als Lehrdichter.

Was Schillers Lehrgedichte betrifft, so ist es nicht durchaus Belehrung, was er dadurch bezwecken wollte. Er war nicht Dichter allein, er war zugleich Denker, und seinem tiefdurchdringenden Geiste konnten wohl die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, ihre Bestimmung, die Stufe auf der sie stände, und stehen könnte, nicht entgehen. Der Genius des Dichters verwandelte die Resultate seines Nachdenkens in sinnvolle bedeutende Bilder, die er für die Welt und Nachwelt aufstellte. So bestimmt z. B. das Glück das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Würdigen und Verdienten; in den Idealen wird das Verschwinden der ersten Jugendträume unnachahmlich geschildert, indeß der Spaziergang die Entstehung, Fortbildung

und Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft beschreibt.

Ueberhaupt wird wohl Niemand, der Schillers poetische Laufbahn von Anfang bis zu Ende aufmerksam verfolgt hat, seine Neigung zur Philosophie, so wie sein Streben entgangen seyn, sie mit der Dichtkunst in Einklang zu bringen. Der Leser wird sich aus der vorstehenden Biographie an des Dichters vertrauten Umgang mit Reinhold in Jena erinnern, der Schillern in die Kantische Philosophie einweihte und dadurch die vorhin erwähnte Neigung stärkte und belebte. Finden wir doch selbst in seinen dramatischen Werken, namentlich im Don Karlos, sehr deutliche Spuren dieses überwiegenden Hangs zur Reflexion. Schiller hat in dieser Hinsicht über sich selbst ein wahres, wenn gleich zu strenges Urtheil gefällt, wenn er bei Gelegenheit des Wallenstein in seinen Briefen sagt: »Ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dich-

ter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht." —

Eins der frühsten Lehrgedichte Schillers sind seine Künstler. *) Dieß Gedicht fällt in die Zeit, wo er sich von dem ungebändigten Schwunge seiner Phantasie, wie wir ihn in seinen frühsten Producten dramatischer und lyrischer Art finden, losgesagt, und sich strengere Fesseln angelegt hatte. Der Inhalt dieses Gedichts ist: was die Menschheit den Künsten danke. Eine kurze Auseinandersetzung des ohnehin etwas verwickelten Plans dürfte wohl zum Verständniß des Gedichts unumgänglich nöthig seyn.

Der Dichter wirft zuerst einen Blick auf den hohen, sittlichen und intellectuellen Zustand des jetzigen Menschengeschlechts:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,

*) In Sch. Werken Bd. III. S. 411.

Mit aufgeschloß'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille." u. s. w.

Aber auf dieser Stufe sollte der Sterbliche nicht vergessen, daß es die Kunst war, die ihn hinaufführte. Daran mahnt ihn der Dichter, und deutet überdieß an, daß im Schönen ja schon an und für sich das Wahre und Gute wie im Keime eingeschlossen liege, und ein kindlicher, reiner Sinn den Menschen sicherer, und seiner Würde und wahren Bestimmung gemäßer durch's Leben führe, als es späterhin die kalte, alles nach Regeln bedächtig abwägende Vernunft zu thun vermöchte:

„Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt."

Der Dichter beschreibt nun die Entstehung der Künste. So gab das Bild, das sich in den Wellen spiegelte, Anlaß zur Erfindung der Malerey. Ihr folgten bald andere Künste:

„Der Obelisk stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.“

Vortrefflich ist nun das Auftreten der Sänger geschildert, im unsterblichen Liede die Sterblichen begeisternd. Mächtig reißt sich der Mensch von der Sinnlichkeit los, die ihn bis jetzt sklavisch beherrschte, und ein zarteres, edleres Gefühl fängt an sich in seiner Brust zu regen — die geistige Liebe:

„Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld im anmuthsvollen Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.“

Jetzt stellten die Künstler alles das in einem Gegenstande idealisch auf, was die Natur nur einzeln unter ihre Lieblinge vertheilt. So schuf sich die Phantasie ihre Götter, und mit ihnen zugleich die Bühne. Hier rückte sie die Folge mit der That zusammen, welche die Wirklichkeit oft weit von einander entfernt:

„Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.“

Doch nicht das Leben allein verschönerte die Kunst, die Phantasie schwang sich selbst über das Grab, um jene finstern Räume mit ihren Lichtgestalten zu bevölkern.

Die Kunst dringt immer weiter, der Künstler fängt an nach der Idee zu arbeiten, die ihm sein Genius eingibt.

Und wie sich nun an den erwachten Schönheitssinn auch alle übrigen geistigen Kräfte des Menschen anschließen, da bildete sich aus dieser Zusammenwirkung das herrliche Zeitalter der Griechen. Wie schön heißt es von Hellas Dichtern:

„Dem großen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So schimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor,
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor."

Als die Menschheit durch Verheerungen barbarischer Völker, durch Bürgerkriege, durch Unwissenheit und Aberglauben in den Zustand einer dumpfen Rohheit zurückgesunken war, da waren es immer die wiederaufgefundenen Dichtungen der Griechen und Römer, die nach und nach den Sinn für das wahrhaft Große und Schöne den Menschen zurückbrachten. Nach dem Untergange des griechischen Kaiserthums flüchteten sich die Gelehrten nach Italien und von hier aus

ward die Wissenschaft vorzüglich durch die Dichter in die übrigen Länder Europa's verpflanzt.

Schiller schließt mit einer Ermahnung an die Künstler, ihrem hohen Berufe ganz zu leben:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Den Spaziergang *) oder die Elegie, wie die Ueberschrift in den Horen vom J. 1795 war, hielt Schiller selbst für eins seiner gelungensten Gedichte. »Mir deucht,« sagt er in seinen Briefen, »das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt, und dieß ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit diesem.« —

---

*) In Sch. Werken. Bd. IX. Abth. 1. S. 161.

Der Gang des Gedichts ist folgender. Einsam und sinnend wandelt der Dichter in einer anmuthigen, durch Abwechslung reizenden Gegend. Die mannigfachen Gegenstände um ihn her wecken eine Menge von Erinnerungen und Empfindungen auf, die in seiner Seele schlummerten, und die seine Einbildungskraft schnell in Bilder umgestaltet. Bei dem Anblicke der freundlichen Dörfer stellt sich ihm das ruhige, harmlose Glück des Landmanns dar:

„Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach.
Glückliches Volk der Gefilde, noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Erndten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk gleich windet dein Leben sich ab.“

Die Aussicht verändert sich; eine Stadt zeigt sich dem Dichter in der Ebene, die sich vor seinen

Blicken hindehnt. Seine Phantasie malt ihm hier alles Große und Herrliche, was durch diesen engern Verein der Menschen bewirkt wurde, mit den lebhaftesten Farben aus. Er sieht im Geist, wie sich die einzelnen Stände bilden, sieht Tempel aufsteigen, den unsterblichen Göttern geweiht, und die Herzen mächtig erfüllt von der Vaterlandsliebe heiliger Regung. »Ruhet sanft!" ruft er den Gefallenen zu:

»Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.«

Und nun die meisterhafte Beschreibung des Entwickelns der Künste und Wissenschaften, die durch den Handel und den dadurch herbeigeführten Reichthum und Ueberfluß mehr und mehr gedeihen. Aecht poetisch hat der Dichter die Künste durch einzelne Wirkungen oder Zeichen versinnlicht:

„Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Cirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist“ u. s. w.

Aber des errungenen Wissens Licht kann gemißbraucht werden, wenn der Hang nach wilder, gesetzloser Freiheit erwacht, wenn die Menschheit von der Bahn der Natur abweicht und sich rasend selbst zerstört. Herrlich ist das Bild vom Untergange eines Staats, in dem Falschheit, Verrath, Sinnlichkeit und Ungerechtigkeit so lange wüthen, bis die Zeit das morsche Gebäude umstürzt:

„Einer Tygerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen,
Und des Numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt.“

Jetzt auf einmal windet sich der Weg; die Stadt verschwindet, und der Dichter kehrt von seinen Betrachtungen über die Menschheit und ihr Schicksal zu seinem Spaziergange zurück, wo ihn nun die Ruhe, die Gleichförmigkeit der ihn umgebenden Natur, im Gegensatze jener Zerstörung, die ihm seine Einbildungskraft vor Augen stellte, lebhaft ergreift. Mit wachsender Freude, mit steigendem Entzücken darüber schließt Schiller dieß Gedicht, von dem wir heiter, gestärkt, ja mit jener Ruhe scheiden, die uns erfüllt, wenn wir eine schöne Gegend mit der untergehenden Abendsonne verlassen.

Ueber Schillers Ideale *) findet sich in seinen Briefen folgende Aeußerung: »Dieß Gedicht ist mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzes, die kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu individuell wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 20.

können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen anderer Art, von einem Ueberflusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch." —

Der Dichter schildert uns in den Idealen das Streben des jugendlichen Gemüths, sich süße Träume zu bilden, die dann früher oder später die ernste Wirklichkeit kalt und grausam zerstört. Wehmüthig nimmt der Dichter von allen seinen Jugendfreuden Abschied. Darauf spricht er seine glühende Sehnsucht nach Liebe aus, in den herrlichen Versen:

„Wie einst mit sehnendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß:
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust."

Bald aber regt sich der Drang nach Thaten in der feurigen Seele des Jünglings. Wie viele Pläne entwirft er voll stolzer Zuversicht, wie trägt ihn sein kräftiger, jugendlicher Geist leicht über alle Hindernisse hinweg! Vier freundliche Genien gesellen sich zu ihm, ihn in's Leben einzuführen:

„Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz.“

Bald aber verlieren sich diese glänzenden Begleiter einer nach dem andern, und nur zwei Gestalten, die, wie es scheint, vorher unbemerkt dem Zuge gefolgt waren, bleiben bei dem Verlassenen zurück — Thätigkeit und Freundschaft:

„Sie stehn ihm tröstend noch zur Seite,
Ihm folgend bis zum finstern Haus.“

Das Ideal und das Leben *) oder das Reich der Schatten, wie die Ueberschrift in

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 141.

den Horen vom Jahr 1795 war, nennt Schiller im Vergleich mit der Elegie (dem Spaziergange) ein bloßes Lehrgedicht. »Wäre," sagt er in seinen Briefen, »der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen." —

Unstreitig gehört das erwähnte Gedicht zu den dunkelsten, und wir möchten Schiller's Versuch, in diesem Lehrgedichte gewissermaaßen das System der Moral und Aesthetik nach Kantischen Principien dichterisch versinnlicht aufzustellen, im Grunde nicht ganz billigen.

Der Plan des Gedichts scheint dieser zu seyn. Der Mensch bemerkt bei seiner ersten Entwicklung in sich zwei verschiedene Kräfte, die Sinnlichkeit und das Geistige, oder nach dem Ausdruck der Kantischen Schule, die Sphäre der Natur und der Freiheit. Wie kann er nun diese beide widerstrebenden Kräfte vereinigen, wie den Forderungen der Natur Genüge leisten, die ihn an die Erde festbannt, und der Freiheit, die

ihn über die Welt hinaus in's Unendliche mit sich fortreißt?

Nur dadurch, sagt Schiller, daß er dem Ideal, d. i. dem Schönen nachstrebt, welches nach Kant's Principien, unabhängig von der Materie, blos in der Form besteht, und als solche in der Anschauung ein freies und lebhaftes Wechselspiel unsrer geistigen und sinnlichen Kräfte bewirkt. Der Mensch suche der Natur so viel als möglich zu entfliehen, um in's Reich der Freiheit, oder (wie Schiller sich ausdrückt) des Ideales zu gelangen. Er meide den Genuß sinnlicher Freuden, denn ihn straft ihre Vergänglichkeit, und der Reiz verschwindet mit dem Genusse. Er halte sich an die Form, ohne das Wesen mit frecher Hand zu berühren.

„An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.“

Der bildende Künstler kann zwar den Stoff nicht entbehren, und wo anders als aus

der Sinnenwelt könnte er ihn holen? Er kann indeß das Urbild, dem er nachstrebt, nicht aus der Wirklichkeit entlehnen, denn wo hätte z. B. Praxiteles das Vorbild zu seiner Venus, Phidias zu seinem Jupiter u. s. w. gefunden? Es muß also schon in des Künstlers Seele vorhanden seyn, und er findet es nur im Reiche der Ideale (der Formen). »Dringt,« ruft der Dichter,

„Dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, der sie beherrscht zurück.
Nicht der Masse quaalvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.“

Ist es doch auch in der Moral nur das Ideal, d. h. das Sittengesetz, dem wir nachstreben sollen, und schon in diesem Streben liegt die

Tugend, da eine vollkommene **Erfüllung** jenes Gesetzes die menschlichen Kräfte übersteigt.

„Kein Erschaffner hat dieß Ziel erflogen,
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.“

Der Dichter concentrirt noch am Schlusse die Beschwerden des Kampfes mit der Natur und die Freuden der Verklärung im Bilde des Herkules; er schildert die drückenden Arbeiten, die der Mythus diesem Göttersohne auferlegt, aber auch den Lohn, der im Kreise der Unsterblichen seiner harrt, als er sich aus den Flammen des Oeta zum Aether emporschwingt.

„Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus' Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.“

Das eleusische Fest *) enthält gewissermaaßen eine Geschichte der ersten Cultur des Menschen, mit Hinsicht auf seine Bestimmung. Der Dichter besingt darin die Gaben der Ceres, wie sie die Menschen gesellig versammelt, und sie aus rohen, heimathlosen Wilden zu gesitteten Bürgern eines Staates erhebt. »Find' ich,« ruft die Göttin aus:

„Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild gelieh'n,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blüh'n?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschloß,
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimathlos?"

Höchst anschaulich ist die zehnte Strophe des Gedichts:

---

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 55. Im Musenalmanach vom J. 1799 befindet sich dieß Gedicht unter der Ueberschrift: Das Bürgerlied.

„Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt."

Schiller's herrliches Lied von der Glocke *) verdient wohl, daß wir etwas länger dabei verweilen. Die Form dieses Gedichts ist nicht unpassend mit der Homilie verglichen worden. Wie der geistliche Redner einen Abschnitt der heiligen Schrift von Vers zu Vers durchgeht und so Gelegenheit findet mehr oder minder damit verwandte Lehrsätze daran zu knüpfen, so reiht auch der Dichter hier an den Guß der Glocke, an die einzelnen Verrichtungen dabei, eine Menge der trefflichsten Schilderungen menschlicher Lagen und Verhältnisse. Die Glocke begrüßt mit ihrem Feierklange das neugebor'ne Kind; unter der

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 170.

Mutter liebender Sorgfalt wächst es heran, und nun — wer kennt nicht die unnachahmliche Schilderung des ersten Erwachens der Liebe!

„Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe gold'ne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit."

Der Bau der Glocke geht fort, das Spröde muß sich mit dem Weichen vereinen. Diese Idee benutzt der Dichter auf eine leichte Weise zum Uebergange von der Liebe zur Ehe:

„Wo sich das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,

Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

Die Vermählung ist vollzogen, und nun stellt sich uns das Leben mit all' seinen Mühen und Beschwerden, aber auch zugleich mit seinen Freuden und Annehmlichkeiten dar.

„Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder" u. s. w.

Aber es liegt in Schillers Individualität, daß er überall gern von der sinnlichen Erscheinung in's Gebiet des Geistigen hinüberschweift. So auch hier. Freudig übersieht der Hausvater sein Glück, und rühmt sich in stolzem Vertrauen eines dauernden Besitzes.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell."

Und nun folgt die herrliche Schilderung des Brandes, die Schillern auch unter den Dichtern in der beschreibenden Gattung einen hohen Rang anweis't. Andere, nicht minder gelungene Stellen können wir hier nur andeuten: wie »die ernsten Trauertöne der Glocke einen Wandrer auf dem letzten Wege begleiten," die Ode an die Ordnung und das gesellige Zusammenleben der Bürger eines wohl eingerichteten Staats, im Gegensatze zu den traurigen Ereignissen, die Aufruhr und bürgerliche Zwiste herbeiführen. Die Glocke, fortwährend das leitende Princip des Dichters, ist endlich vollendet und wird nun feierlich zu ihrer Bestimmung eingeweiht. Gedanke und Vers sind hier unnachahmlich schön:

„Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie am blauen Himmelszelt
Die Nachbarin des Himmels schweben,
Und grenzen an die Sternenwelt.

Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang dem Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt." —

Das verschleierte Bild *) ist mitunter für dunkel und unverständlich gehalten worden. Allein die Schlußworte:

„Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld.
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn."

---

*) In Schillers Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 133.

geben, wie uns dünkt, einen höchst befriedigenden Aufschluß des Ganzen, indem sie auf die uralte Sage vom Baume der Erkenntniß hindeuten, dessen unzeitig genossene Frucht Sünde und Elend über die Welt brachte. Und der wiederholte Ausspruch des Orakels:

— — „kein Sterblicher
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.“

was kann er anders seyn, als eine Warnung vor jenem frevelhaften Uebermuthe, der das Höchste in der Wissenschaft augenblicklich ertrotzen will, statt es durch anhaltenden Fleiß und ruhiges Erforschen des Einzelnen gleichsam aus sich selbst hervorgehen zu lassen? Jener Orakelspruch warnt daher auch zugleich vor der Thorheit, auf eine von außen angelernte Erkenntniß Werth zu legen, vor dem Vorwitze in das Licht sehen zu wollen, ohne vorher das Auge für den Glanz desselben gestärkt zu haben.

Die Wahrheit soll sich auf Tugend gründen, und wem es um diese Ernst ist, bei dem wird

auch das Streben nach jener nie zum Peiniger des Herzens werden. Diejenige von sittlichem Interesse entblößte Wahrheit, die der einseitig Wißbegierige zu sehen bekommt, ist Strafe, und nicht Belohnung seines Strebens. Der Jüngling konnte nur sehen, was sichtbar ist, und spottend gellte ihm das Echo sein »Schauen" nach. Denn das Ganze der Wahrheit liegt eben so wenig im Umfange des Auges als des Verstandes.

Schillers Sehnsucht *) verdient, abgesehen von der Vortrefflichkeit der Composition, schon darum hier eine Stelle, als man aus diesem Gedichte deutlich sieht, worauf sich Schillers Gefühle in den letzten Jahren seines Lebens zunächst bezogen. Er hatte sich als Dichter die Idee eines durch Wahrheit, Güte und Schönheit bestehenden Seelenreichs gebildet:

„Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.

---

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 16.

Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor." *)

wogegen Alles, was menschliche Kunst, Wissenschaft und Tugend hervorzubringen vermöchten, verschwinden müßte. Das Verlangen, diese Idee zu realisiren, hat er sehr deutlich in seiner Sehnsucht ausgesprochen.

Freilich mußte sich auch an Schillern die öfters gemachte Erfahrung wiederholen, daß das endlich erreichte Ziel des Wissens dem höhern Geiste die gehoffte innere Befriedigung nicht gibt, und obendrein die erlangte Wahrheit durch den verlornen Lebensgenuß theuer erkaufen läßt. Und so scheint es uns, als habe es in den letzten Jahren seines Lebens nicht selten Augenblicke gegeben, in denen ihm der Menschen Thun und Lassen von einem Nichts auszugehen und sich in ein Nichts wieder aufzulösen schien.

---

*) S. das Gedicht: Die Worte des Wahns in Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 227.

Dieß erkennt man wohl nicht ohne Wehmuth in den letzten Strophen des Siegesfestes *) vom Jahr 1803, und noch deutlicher in dem ein Jahr zuvor gedichteten Liede der Cassandra **), das wir schon früher, in andrer Beziehung, erwähnt haben. Stellen, wie die folgenden:

»Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm' die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein,
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu seyn.

Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn,
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben,
Nimm dein falsch Geschenk zurück.

---

*) In Sch. Werken Bd. IX. Abthl. 1. S. 44.

**) In Sch. Werken Bd. IX. Abth. 1. S. 84.

Mir erscheint der Lenz vergebens
Der die Erde festlich schmückt.
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

Stellen wie diese, zu denen wir noch mehrere hinzufügen könnten, drücken gewiß das Innerste seiner eignen Empfindung aus. Man sieht, der Kampf zwischen Ideen und Gefühlen war in seinem Innern so heftig geworden, daß er sich nothwendig bald entscheiden mußte, hätte ihn nicht ein plötzlicher Tod gewaltsam geendet, und so über seine Auflösung uns zweifelhaft gelassen.

Am Schlusse dieser Betrachtungen sehen wir uns genöthigt einem Einwurfe im Voraus zu begegnen. Vielleicht hat mancher Leser die nähere Auseinandersetzung dieses oder jenes Gedichts ungern vermißt. Allein bei einer so reichen Sammlung von poetischen Erzeugnissen, war es, falls wir nicht die Grenzen dieses Werks durchaus überschreiten wollten, kaum möglich, bei jedem einzelnen Trefflichen länger zu verweilen. Wir sahen

uns daher genöthigt, nur diejenigen Gedichte hervorzuheben, die durch kühne Bilder oder rasche Uebergänge wenigstens einem Theil der Leser hätten unverständlich bleiben können, und glauben uns bei allen, die diesen Gesichtspunkt festhalten, vollkommen entschuldigt.

Nachträge

zu

Fr. v. Schillers Leben.

uns daher genöthigt, nur diejenigen Gedichte hervorzuheben, die durch kühne Bilder oder rasche Uebergänge wenigstens einem Theil der Leser hätten unverständlich werden können, und glauben uns bei allen, die diesen Gesichtspunkt festhalten, vollkommen entschuldigt.

Indem wir im Begriff sind, diese Biographie zu schließen, ergeht es uns — wenn anders dieß Bild erlaubt ist, wie dem Baumeister, der noch einmal das wohlüberlegte, mit Eifer und Besonnenheit aufgeführte Gebäude überblickt, um jede durch Zufall übrig gebliebene Lücke, nach bester Einsicht, auszufüllen.

In dem Leben eines so tief in Kunst und Wissenschaft seiner Zeit eingreifenden Dichters *)

*) Schon Schubart schrieb den 7. Dezemb. 1787 aus Stuttgart an den Ritter v. Klein: Außer Schiller wüßt' ich kaum Einen jungen deutschen Mann, dem heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar, aufstiegen. Wir sind in die schändlichen Zeiten verfallen, wo Weiber über Männer herrschen; wo sie die Toilette zu einem Richterstuhl machen, vor dem sich Riesengeister beugen müssen. Daher der stumpfe Sinn unsrer Dich-

dünkt uns auch der kleinste Umstand, insofern er nur irgend eine Individualität bezeichnet, höchst wichtig; und woraus ließen sich eben solche characteristische Züge besser nachweisen, als aus den Briefen des Verewigten? Wir sind so glücklich gewesen, außer den mitgetheilten, noch drei Briefe von Schillern handschriftlich zu erhalten, die der ersten und zweiten Periode seines Lebens angehören, so wie auch ein von dem Vater des Dichters eigenhändig abgefaßtes Schreiben. Nicht ohne Mühe ist es dem Hr. Hofbuchhändler Wilhelm Hoffmann zu Weimar gelungen, uns die genannten brieflichen Mittheilungen, die sämmtlich an den Kammerrath Schwan in Manheim gerichtet sind, einzuhändigen. Wir wollen sie hier chronologisch folgen lassen, mit möglichst wenigen Abkürzungen; nebenbei bietet

---

ter, daher die Zwerggeschöpfe ihrer Imagination, daher ihr leichtfertiger Witz, daher die mattherzigen, von Brühen, Ragouts und Zuckerwerk gelähmten Empfindungen unserer Modedichter. (S. Morgenbl. Octob. 1820. No. 259.)

sich uns Gelegenheit dar, auch noch aus Schillers Briefen an Dalberg und den Ritter v. Klein Einiges nachträglich einzuschalten.

Der erste der genannten Briefe ist aus Bauerbach *) vom 8. Dezember 1782 datirt, wohin sich Schiller aus einer grundlosen Vermuthung, wie der nachfolgende Brief des Vaters beweist, von Manheim geflüchtet hatte.

»Jetzt kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüth schreiben; denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfassung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde sie sehr benutzen. Da ich die nothwendigen Bequemlichkeiten habe, so brauche ich eine Zeitlang für nichts zu sorgen, als mich zu einem großen Plane vollends auszubilden. Diesen Winter seh' ich mich genöthigt, nur Dichter zu seyn, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich

*) Vergl. S. 60. der Biographie.

aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken."

»Bei meiner neulichen, schnellen und heimlichen Abreise war es mir unmöglich, persönlich von Ihnen, mein bester Freund, Abschied nehmen zu können. Ich thue es jetzt, und sage Ihnen für Ihre zärtliche Theilnahme an meinen Schicksalen meinen aufrichtigsten Dank. Meine damalige Verfassung gab mir Gelegenheit genug, meine Freunde auf die Probe zu stellen; und so unangenehme Erfahrungen mir auch dabei aufstießen, so bin ich doch durch die Bewährung einiger weniger genug schadlos gehalten. Geben Sie mir einmal Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß Sie sich für keinen Alltagsmenschen interessirten."

»Sie werden zu den großen Verbindlichkeiten, die Sie mir bis jetzo schon auflegten, noch die größeste hinzufügen, wenn Sie meinen zurückgelassenen Freund und Landsmann *) in Ihren

*) Der Name dessen, von dem hier Schiller spricht, läßt sich nicht ausmitteln.

Schutz nehmen. Ich weiß nicht, ob er in Manheim zu bleiben gesonnen ist. Wenn Sie aber glauben, daß ihm solches angerathen werden kann, so unterstützen Sie ihn mit Ihrem Rath und Ihren Empfehlungen.»

»Sie waren so gütig, mich Ettingern zu empfehlen. Dadurch erweisen Sie mir einen wahren Dienst; denn außerdem, daß ich zu meinen Producten einen vortheilhaften Verleger wünsche, wird mich auch Ettinger mit Büchern versehen können, welche selbst anzuschaffen bei gegenwärtigen Umständen für mich unmöglich ist.»

»Wenn Sie den Druck meines Fiesko beschleunigen können, so verbinden Sie mich sehr. Sie wissen, daß nur das Verbot, Schriftsteller zu seyn, mich aus würtembergischen Diensten getrieben hat. Wenn ich nun von dieser Seite nicht bald in meinem Vaterlande von mir hören lasse, so wird man meinen Schritt grundlos und unnütz finden. Befördern Sie's, sobald Sie können. In vierzehn Tagen haben Sie Vorrede und Zuschrift.»

»Leben Sie wohl, und setzen Sie die freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie mir zu Manheim zeigten, auch abwesend fort. Empfehlen Sie mich Ihrer schätzbaren Mademoiselle Tochter u. s. w.«

Möge nun hier der Brief des Vaters auszugsweise eine Stelle finden, indem er sowohl zur Aufklärung des vorigen, als zur Bestätigung dessen dient, was wir S. 55. in Betreff der Gesinnungen des Herzogs von Würtemberg über Schillers Flucht gesagt haben.

Solitüde, *) den 8. Dezemb. 1782.

»Nach erhaltenem Schreiben meines Sohnes vom 27. d. vorig. Monats ist derselbe durch einen Offizier, der in Manheim sich nach ihm erkundigte, sehr in Angst gesetzt worden. Es ist aber Gottlob! an dem, was mein Sohn befürchtete, nicht das geringste; und der sich nach ihm

---

*) Das Lustschloß des Herzogs von Würtemberg, wo Schillers Vater lebte. Vergl. S. 5.

erkundigende Offizier war der Lieutenant und Adjutant Kosewitz, ein Freund von ihm, gewesen, der auf einige Zeit in Urlaub gegangen, und sich exprès vorgenommen, meinen Sohn in Manheim aufzusuchen und zu strafen."

»Ich habe hier noch nicht das Geringste gemerkt, daß Sr. Herzogl. Durchlaucht sich entschließen sollten, meinen Sohn aufsuchen und verfolgen zu lassen, und es ist auch dessen Posten schon längst wieder besetzt; ein Umstand, der merklich zu erkennen gibt, daß man meinen Sohn vermissen kann. Inzwischen ist es gleichwohl nöthig, daß derselbe sich in der gehőrigen Entfernung halte, und, wie er sich schon vorgenommen, in einem nochmaligen Schreiben an S. H. D. durch Bezeigung seiner unterthänigsten Dankbarkeit für die in der Academie genossene Gnade, durch den wahrhaften Vorsatz, das medicinische Studium wiederum zur Hand zu nehmen u. s. w. trachten solle, die Gnade Seines Durchlauchtigsten Erziehers, Fürsten und Landesvaters wiederum zu erlangen." —

Am Schlusse des Briefes zeigt sich bei allem Unwillen des Vaters, doch auch wieder sein zärtliches Gefühl.

»Er hat sich selbst,« heißt es von Schillern, »durch sein unzeitiges Weggehen, wider seiner wahren Freunde Rath, in seine gegenwärtige Lage gesetzt; und es wird ihm an Leib und Seele gut seyn, wenn er sie empfindet, und dadurch für die Zukunft klüger gemacht wird. Ich befürchte jedoch nicht, daß er Mangel am Nothdürftigen leiden sollte; denn in solchem Fall würde ich ihn nicht lassen können.« —

Ich habe die Ehre u. s. w.

Hauptmann Schiller.

Einige Bemerkungen Schillers über das Mannheimer Theater und die in den Jahren 1783 — 85 aufgeführten Stücke dürften hier um so minder fehlen, da sie theils das in dieser Hinsicht Mitgetheilte ergänzen, theils den Zustand einer Bühne schildern, die zu jener Zeit durch Mitglie-

der, wie Iffland, Beil u. a. eine der glänzendsten in Deutschland war.

»Noch voll und warm von der Geschichte des gestrigen Abends,« schrieb Schiller den 1. May 1784 an Dalberg, »eile ich E. E. von dem Triumph zu benachrichtigen, den die Manheimer Schaubühne feierlich in Frankfurt erhielt. Gestern, Freitags, wurde Ifflands Stück (Verbrechen aus Ehrsucht) bei vollem Hause und ungewöhnlicher Stille mit außerordentlichem Beifall gegeben. Iffland als Verfasser und Schauspieler, und Hr. Beil wurden mit lärmendem Händeklatschen herausgerufen, und Alles bewies die äußerste Achtung gegen die trefflichen Abgesandten der Manheimer Bühne. — Nie hab' ich lebendiger gefühlt, wie sehr jedes andere Theater gegen das unsrige zurückstehen müsse, als hier, und Großmann wird Mühe haben, nach der Abreise unserer Schauspieler, zu Frankfurt in seinem Werth zu bleiben.« —

»Wo wir hinkommen, beweiſ't man dem Manheimer Theater die entſchiedenſte Achtung; Iflands und Beils Spiel haben eine Reputation unter dem Frankfurter Publikum veranlaßt. Man iſt warm für die Bühne geworden. Jedermann ſagt auch, daß Großmanns Schauſpieler noch nie ſo gut als geſtern geſpielt haben; ein Beiſpiel, wie groß Muſter und Mitſchauſpieler zu wirken im Stande ſind.« —

»Heute iſt die väterliche Rache und Montag Cabale und Liebe. Ich geſtehe, daß mir bei den ſchrecklichen Ausſichten auf meine Lady u. dgl. bange iſt, konvulſiviſche Bewegungen auszuſtehen, wie ein Verurtheilter, und daß ich gern auf die Ehre Verzicht thäte, eins meiner Stücke hier vorgeſtellt zu ſehen, wenn ich Großmann mit guter Art davon zurückbringen könnte; indeſſen hoffe ich, daß meine Gegenwart, verbunden mit Iflands und Beils Spiel, mehr bewirken ſoll, als Frankfurt von Großmanns Geſellſchaft erwartet. Ifland wird den Kammerdiener ſpielen, den ich,

mit Weglassung aller amerikanischen Beziehungen, wieder in's Stück hineingeschoben habe.» —

»Julius von Tarent,» heißt es in einem Briefe vom 4. Juny 1784, »ist vortrefflich, beinahe besser, als das erstemal, ausgefallen. Auch der verdächtige Freund ging sehr gut, und das Publikum hat Ursache mit beiden Stücken recht sehr zufrieden zu seyn. — Madame Grusike ist gewiß für uns eine sehr brauchbare Actrice, und keine andere, die mit ihr zu vergleichen wäre, würde unter den Bedingungen bleiben, die sie, aus Enthusiasmus für unsere Bühne, annehmen will.» —

»Gestern,» schrieb Schiller, drei Tage später, »ist endlich die lang' im Werk gewesene Dido gegeben worden; ich zweifle aber beinahe, ob sie den Beifall des Publikums haben wird. Meinen, ich gesteh' es, hat sie nicht. Poesie und Musik rührten mich gleich wenig, und ich glaube, daß mein Urtheil so ziemlich das allgemeine ist. Doch bin ich schlechterdings kein Kenner, und auch als Liebhaber maße ich mir nicht

an, darüber zu sprechen. Die Vorstellung ging gut. Mlle. Baumann und Mdme. Beck befinden sich nicht wohl, und das dürfte vielleicht einige kleine Verwirrungen im Repertorium anrichten. Mdme. Grusike habe ich, seit der Erklärung E. E. daß Sie ihr selbst schreiben würden, nicht mehr gesprochen. Das Publikum ist sehr für sie eingenommen, und ihre Nachfolgerin muß mehr als nur gut seyn, um dem Theater keine Vorwürfe zuzuziehen.»

Nach der Vorstellung der Oper Günther von Schwarzburg schrieb Schiller an den Verfasser derselben, den Ritter Anton von Klein: »Nun, liebster Freund, wie haben Sie denn auf Ihren Günther geschlafen? Mir hat er einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Wollte nur Gott, unsere Phantasie müßte sich nicht so armselig an die Bleifedern unsrer Sänger und Sängerinnen anschmiegen. Uebrigens ließen es die armen Schelme an Fleiß nicht fehlen. Meinem Versprechen gemäß, schicke ich

Ihnen hier eine Parthie aus der Thalia, und bitte mir Ihre Meinung darüber aus, vorzüglich über Carlos." *)

»Man erzählt mir," schrieb Schiller den 19. May 1785, »daß die Erscheinung der Rheinischen Thalia unter einigen Mitgliedern des hiesigen Theaters Bewegungen hervorgebracht habe, die mir auf einem churfürstlichen Theater fast unerwartet sind. Wenn ich bei Beurtheilung des Herrn Rennschüb's und seiner Frau, meinem bessern Gefühl und der vereinigten Stimme des bessern Publikums hätte folgen sollen, so wären Mord und Todschlag zu befürchten gewesen. — Wie sehr bewundere ich bei dieser Gelegenheit E. E., daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren.!"—

»Ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater.

---

*) S. Morgenbl. Novemb. 1820. No. 284.

Niemals werd' ich mich in den Fall setzen, den Werth meiner Arbeit von diesem abhängig zu machen. — Ich bin entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläuftiger über diesen Punkt mich herauszulassen. Ich glaub' und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen." —

Unter den zwei bisher noch ungedruckten Briefen Schillers, die wir schlüßlich mittheilen wollen, ist der erste, von Leipzig den 24. April 1785 an den Kammerrath Schwan in Manheim geschrieben, schon dadurch höchst interessant, daß er Schillers Leben in jener Stadt, so wie seine gemachten Bekanntschaften schildert, und so als Beleg des S. 86. Gesagten dient. Er erhält aber dadurch in gewisser Hinsicht noch ein höheres Interesse, daß Schiller darin um die Hand der in seinen frühern Gedichten so hoch gefeierten Laura anhält.

»Sie haben das vollkommenste Recht," schreibt Schiller, »meines langen Stillschweigens

wegen auf mich böse zu seyn, und doch kenne ich Ihre Güte schon zu sehr, und rechne auf Ihre Vergebung.»

»Wenn einer, in der größern Welt noch so sehr Neuling wie ich, um die Meßzeit zum erstenmal nach Leipzig kommt, so ist es, wo nicht verzeihlich, doch wenigstens sehr begreiflich, daß er in den ersten Tagen über den Mannigfaltigkeiten, die durch seinen Kopf gehn, seiner selbst vergißt. Dieß, theuerster Freund, ist beinahe bis heute mein Fall gewesen, und ich stehle den angenehmen Augenblick, den ich, im Geiste, bei Ihnen zubringen darf.»

»Unsere Hieherreise, wovon Ihnen Hr. Götz eine umständliche Beschreibung machen wird, war die fatalste, die man sich denken kann. Morast, Schnee und Gewässer waren die drei schlimmen Feinde, die uns wechselsweise peinigten, und ob wir gleich von Bach an, immer zwei Vorspannpferde gebrauchen mußten, so wurde doch unsere Reise, die Freitags beschlossen seyn sollte, bis auf den Sonntag verzögert. Man

behauptet auch durchgängig, daß die Messe durch die abscheulichen Wege merklich gelitten habe; wenigstens ist, selbst in meinen Augen, das Gedränge von Verkäufern und Käufern weit unter der Beschreibung, die man mir im Reich davon gemacht hat.» —

»Ich habe in der ersten Woche meines Hierseyns schon unzählige Bekanntschaften gemacht, worunter mir Weiße, Oeser, Hiller, Zollikofer, der Professor Huber, Jünger, der berühmte Schauspieler Reinike, einige hiesige Kaufmannshäuser, und einige Berliner die interessantesten sind. Man kann, wie Sie selbst wissen, zu Meßzeiten eigentlich niemand ganz genießen, und die Aufmerksamkeit auf Einzelne verliert sich in dem Getümmel.»

»Meine angenehmste Erholung ist bisher gewesen, Richter's Kaffeehaus zu besuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beisammen finde, und meine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweitere.»

»Man hat mir von verschiedenen Orten sehr verführerische Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht, denen ich schwerlich wohl widerstehen werde. Es ist so eine eigene Sache mit einem schriftstellerischen Namen, bester Freund. Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem auf diese Veranlassung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und sich obendrein gar einiger vollgekleckſten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Muttersöhne aussehen solle. Wenigstens rundgeschnittene Haare, Courierstiefeln und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet.« —

»Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu campiren, und das Land zu genießen. Ich

werde auch einige Monate in dem Orte Gohlis *) zubringen, der nur eine Viertelstunde von Leipzig entlegen ist, und wohin ein sehr angenehmer Spaziergang durch das Rosenthal führt. Hier bin ich Willens sehr fleißig zu seyn, an dem Carlos und der Thalia zu arbeiten, um, was Ihnen vielleicht das Angenehmste zu hören seyn wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet und entschieden seyn werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberdem habe ich ja die Medicin ehemals con amore studirt — sollte ich das jetzt nicht um so mehr können?" —

"Sehen Sie, bester Freund, das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Festigkeit meines Vorsatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenste Bürgschaft darüber lei-

*) Vergl. S. 86.

sten dürfte; was alle Ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, hab' ich noch bis auf diese Minute verschwiegen. Jetzt oder nie muß es gesagt seyn. Nur meine Entfernung von Ihnen gibt mir den Muth, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu seyn, oft genug trat dieß Geständniß auf meine Zunge; aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es herauszusagen. Bester Freund, Ihre Güte, Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstigt, die ich durch nichts, als Ihre Nachsicht und Freundschaft, zu rechtfertigen weiß. Mein freier, zwangloser Zutritt in Ihrem Hause gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimüthige, gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunsch, Ihr Sohn seyn zu dürfen. Meine Aussichten sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheile zu verändern. Ich werde

mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegengehen; urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird.»

»Noch zwei kleine Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden seyn. Ich fühle es, wie viel ich begehre, wie kühn, und mit wie wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr schon ist es, daß dieser Gedanke meine Seele beschäftigte, aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunsche hätte Raum geben können, den ich damals durch nichts unterstützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus seltner zu besuchen, und in der Entfernung Zerstreuung zu finden; aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht.» —

»Der Herzog von Weimar war der erste Mensch, dem ich mich öffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an

meinem Glück Antheil nähme, *) brachten mich dahin, ihm zu gestehen, daß dieses Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edlen Tochter beruhe, und er freute sich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankömmt, durch diese Verbindung mein Glück zu vollenden.» —

»Ich setze nichts mehr hinzu, als die Versicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Schicksal verschaffen können, als ich in diesem Augenblick ihr versprechen kann; aber ich leugne, daß eines andern Herz ihrer würdiger seyn wird. Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben.

Leben Sie wohl, ewig geliebt von

Ihrem

Friedrich Schiller.

*) Der edle Fürst hat diesen Antheil späterhin durch fortwährende Beweise seiner Huld an Schillern bestätigt.

Da einige Jahre später Schiller's Anstellung als Professor der Geschichte zu Jena erfolgte, so ist es vielleicht hier der schicklichste Ort das S. 114 u. f. Gesagte durch folgende Aeußerung Woltmanns zu ergänzen.

»Auf dem Katheder,« sagt er, *) »soll Schillern die Gabe des mündlichen Vortrags gefehlt haben. Dieß konnte nur wegen Ungewohnheit des öffentlichen Vortrags seyn; denn wie vortrefflich, beredt, anhaltend und ächt lehrend er sprechen konnte, wissen seine Freunde. Seine Schwächlichkeit hinderte ihn an ununterbrochenen Vorträgen von Tag zu Tag. Er wollte sich daher einst mit einem jüngern Professor verabreden, daß sie zusammen ein und dasselbe Collegium lesen möchten: wenn der eine verhindert sey, solle der andere auftreten. Es hätte viel Gutmüthigkeit und Freundschaft gegen ihn dazu gehört, da statt seiner erscheinen zu wollen, wo auch er erwartet werden konnte.« —

*) In den Deutsch. Blättern. Januar 1813. Heft 2. S. 155.

Den Beschluß dieser Nachträge möge ein aus Weimar d. 2. May 1788 *) an den Kammerrath Schwan in Manheim geschriebener Brief machen, der durch die Schilderung seines dortigen Lebens, durch die Anknüpfung von Bekanntschaften mit den geistreichsten Köpfen dieser Residenz von nicht geringem Interesse ist.

»Sie entschuldigen sich,« schreibt Schiller, »wegen Ihres langen Stillschweigens, um mir diese Entschuldigung zu ersparen. Ich fühle diese Güte, und danke Ihnen dafür. Sie rechnen dies Stillschweigen der Freundschaft nicht an; das beweis't, daß Sie besser, als mein schlimmes Gewissen mich hoffen ließ, in meinem Herzen gelesen haben. Glauben Sie aber, daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüth unauslöschlich lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Umgangs, durch Versicherungsbriefe aufgefrischt zu werden. Also nichts mehr davon.«

---

*) Vergl. S. 101.

»Die Ruhe und Leichtigkeit Ihrer Existenz, die aus Ihrem Briefe athmet, hat mir sehr viel Freude gemacht, und ich, der noch im ungewissen Meere, zwischen Wind und Wellen, umhergetrieben wird, beneide Ihnen diese Gleichförmigkeit, diese Gesundheit des Leibes und der Seele. Mir wird sie erst später, als eine Belohnung für noch zu überstehende Arbeit zu Theil werden.« —

»Ich bin nun fast drei Vierteljahre hier; nach Vollendung meines Carlos habe ich endlich diese längst projectirte Reise ausführen können. Wenn ich aufrichtig seyn soll, so kann ich nicht anders sagen, als daß es mir hier ungemein wohl gefällt, und der Grund davon ist leicht einzusehen.«

»Die möglichste bürgerliche Unangefochtenheit und Freiheit, eine leidliche Menschenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgesuchter Cirkel interessanter Menschen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf literärische Thätigkeit gelegt wird; rechnen Sie dazu noch den wenigen Aufwand, den ich an einem Ort, wie Weimar,

zu machen habe — warum sollte ich nicht zufrieden seyn?" —

»Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Ursache habe zu glauben, daß er mich wiederum liebt. Wenigern Umgang habe ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Menschen, wie als Schriftsteller, hoch verehre. Der Eigensinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld; denn wir haben unsere Bekanntschaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln. Mit Bode'n kann man nicht genau Freund seyn. Ich weiß nicht, ob Sie hierin denken, wie ich. Goethe wird erst aus Italien erwartet. Die verwittwete Herzogin ist eine Dame von Sinn und Geist, in deren Gesellschaft man nicht gedrückt ist."

»Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir von dem Schicksal des Carlos auf Ihrer Bühne gegeben haben. Aufrichtig zu sprechen, große Erwartungen hab' ich mir über-

haupt von keiner Vorstellung des Carlos gemacht, und ich weiß auch warum. — Es ist nicht mehr als billig, daß sich die theatralische Göttin für die wenige Galanterie, die mich, beim Schreiben, für sie beseelte, an mir gerächt hat. Indessen, wenn mein Carlos auch ein so verfehltes Theaterstück ist, so halte ich doch dafür, daß unser Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen sehen können, ehe es das Gute begriffen und ausgeschöpft hat, was seine Fehler aufwiegen soll. Ich glaube, erst alsdann, wenn man das Gute eines Dinges eingesehen hat, ist man berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu sprechen. — Indessen höre ich, daß die zweite Vorstellung besser ausgefallen sey, als die erste. Entweder kömmt das von den Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht hat, oder es kömmt daher, daß das Publikum beim zweitenmal Dinge verstehen lernte, die es bei der ersten Vorstellung — nicht verstand."

»Uebrigens kann Niemand mehr überzeugt seyn, als ich, daß der Carlos, aus Ursachen

sowohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine Speculation für die Schaubühne ist. Schon allein seine Länge könnte ihn davon verbannen. Ich habe ihn wahrlich auch nicht aus Zuversichtlichkeit oder Eigenliebe auf die Bühne genöthigt; aus Eigennutz vielleicht eher. — Wenn bei der ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle spielte, so war es darin, daß ich dem Stücke innern Gehalt genug zutraute, um sein schlechtes Glück auf den Bühnen niederzuwägen.« —

»Mit dem Geschenk Ihres Bildes haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ich finde es treffend ähnlich; Schubarten etwas weniger, wiewohl dieses sowohl an meinem schlechten Gedächtniß, als an der Lobauer'schen Zeichnung liegen kann. Der Kupferstecher verdient Aufmerksamkeit und alle Ermunterung, und was ich zur Ausbreitung seines Verdienstes beitragen kann, soll redlich geschehen.« —

»Ihre lieben Kinder grüßen Sie von mir recht sehr. Im Wieland'schen Hause wird mir noch oft und viel von Ihrer ältesten

Tochter erzählt; sie hat sich da in wenigen Tagen sehr lieb und werth gemacht. Also stehe ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiene.» —

»Daß Sie in mein liebes Vaterland reisen, und dort meinem Vater nicht vorbeigehen wollen, war mir eine sehr willkommene Nachricht. Die Schwaben sind ein liebes Volk; das erfahre ich je mehr und mehr, seitdem ich andere Provinzen Deutschlands kennen lernte. Meiner Familie werden Sie sehr werth und willkommen seyn. Wollen Sie sich mit einem Pack Complimente von mir dahin beladen? Küssen Sie meinen Vater von mir, und Ihre Tochter soll meiner Mutter und meinen Schwestern meinen Kuß bringen.» —

Und mit diesen herzlichen Aeußerungen, die Schillern von einer weniger beachteten Seite, nämlich als Menschen schildern, als zärtlichen Sohn und Bruder — wollen wir diese Nachträge schließen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Quellen

zur

Biographie Schillers.

Mit Ausnahme einiger fälschlich angegebener Nebenumstände enthalten folgende Schriften und Aufsätze durchaus zuverlässige Nachrichten über des Dichters Leben:

1. Ueber Friedrich von Schiller (Intell. Blatt der Allgem. Lit. Zeit. Juny 1805.)
2. Bruchstücke aus Schillers Characteristik (Zeit. f. d. eleg. Welt. August 1805.)
3. Fr. v. Schiller von A. Klingemann (ebendas. May 1805.)
4. Beiträge zu einer Biographie Schillers, aus einem Schreiben aus Helmstädt (Intell. Blatt d. Allgem. Lit. Zeit. August, October. 1805.)

5. Schillers früheste Geschichte bis zum Erwachen s. Dichtergeistes. — Schiller, im zweiten Zeitraum s. Entwicklung (Morgenblatt. July, August, Dezember 1807.)

6. Zerstreute Notizen über Schiller in der Zeit f. d. eleg. Welt (May 1805) in der Allgem. Lit. Zeit. (April 1806 und Dezember 1808.)

7. Minerva, Taschenbuch auf 1811 u. f. J.

8. v. Woltmann Nachrichten von Schillers Leben in den Deutsch. Blättern. Berlin 1813. Bd. I. S. 78 u. f. S. 150 u. f.

9. (Körners) Nachrichten von Schillers Leben im 1sten Bande s. sämmtl. Werke. Stuttgart u. Tübingen 1812.

10. Goethe über das deutsche Theater (Morgenblatt. April 1815. No. 85.)

11. Fr. Schillers Briefe an d. Freiherrn von Dalberg in d. Jahren 1781 — 85. Carlsruhe 1819.

12. Conversationslexicon. Leipzig 1819. Bd. VIII.

13. Zeitgenossen. Leipzg. 1819. Heft XV.

Falsche Nachrichten mit wahren vermischt, und zwar der erstern bei weitem mehr als der letztern enthalten nachstehende Schriften:

1. Schiller der Jüngling, oder Scenen und Charactерzüge aus s. frühern Leben. Stendal 1806.
2. Schwaldopler: über Fr. v. Schiller und s. poetisch. Werke. Leipzig 1806.
3. Biographie Schillers und Anleitung zur Critik s. Werke von J. K. S. Wien 1810.
4. Schillers Leben und Beurtheilung seiner vorzüglichsten Werke. Basel 1811.

BIBLIOTHECA ... MONACENSIS

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Durch die Entfernung des Verfassers vom Druck-
ort haben sich folgende Sinnentstellende
Druckfehler eingeschlichen:

Seite 71. Z. 11. von oben lies etwas für den statt etwas den.
= 86. = 8. v. unten l. Klischnig st. Klisching.
= 97. = 11. = oben l. davon st. deren.
= 106. = 8. = unten l. früheren st. frühere.
= 122. = 10. = unten l. ernst er st. ernster.
= 155. = 2. = unten l. Monodistichen st. Monodistichon.
= 217. = 8. = unten l. daran st. denn.
= 228. = 7. = unten l. gewonnen st. gewommen.
= 228. = 1. = unten l. fühlt st. füllt.

Bi. 1059a

p.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Döring, Heinrich

Friedrich von Schillers Leben aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner poetischen Werke

Weimar 1822

Biogr. 2654
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068628-3